universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

XIII. Luserna. 1868

urn:nbn:at:at-ubi:2-8358

XIII.

Luserna.

1868.

Es geht in unsern Blättern mitunter die Rede, daß an verschiedenen Orten des wälschtirolischen Gebirgs sich noch kleine deutsche Gemeinden erhalten haben, welche, vom Vaterland abgeschnitten und vergessen, erst durch Schmellers und seiner Nachfolger Schriften uns wieder bekannt geworden sind. Das bemerkenswertheste unter diesen Spracheilanden ist vielleicht das hochgelegene Dorf Luserna, welches an der äußersten tirolischen Gränze steht, ganz nahe an den Sette Comuni, an „den sieben Pergen," der uralten deutschen Ansiedlung, welche aber jetzt zum Königreich Italien gehört. Von Salurn, dem letzten Ort an der Etsch, wo unsre Sprache noch im Gebrauch ist, mag Luserna in gerader Linie etwa zehn Stunden entlegen sein, aber wegen der vielen Berge, die da umgangen werden müssen, würde ein Fußgänger doch immerhin zwei Tage unterwegs bleiben. Von Trient und Roveredo liegt Luserna in ziemlich gleicher Entfernung. Nach der Karte beträgt diese zwar nur sechs Stunden, aber wegen der Beschwerlichkeit des Weges darf der Tourist wohl die doppelte Zeit rechnen. Von Trient aus ist das abgelegene Dörfchen übrigens viel leichter zu

erreichen, da bis Levico in der Valsugana sich Fahrgelegenheit bietet.

In mir erweckte die Lust zu diesem Gange zunächst die Einladung eines deutschen Gelehrten in Roveredo, den ich aber ums Leben nicht nennen darf.[1] Nur so viel erlaube ich mir, fast gegen die Verabredung, zu bemerken, daß er mit wälschtirolischen Verhältnissen innig vertraut und in romanischen wie germanischen Sprachen sehr gründlich bewandert ist.

Nach Roveredo war ich also berufen und kam in dieser Stadt auch glücklich an. Was ich unterwegs gesehen und erlebt, bleibe hier unerwähnt — nur so viel mag durchklingen, daß der Reisezweck mehrentheils als grillenhaft und wenig lobenswerth erachtet wurde. Was? Dort hinauf! hieß es, über die schlechten Wege und die schiechen Jöcher zu jenen unbekannten Rüpeln! Was hat ein vernünftiger Mensch dort oben zu suchen? Soll er mit jenen Aboriginern Eicheln essen? — Schon ehe ich nach Innsbruck kam, mußte ich's erleben, daß mir ein Weiser, der sonst in irdischen Dingen wohl erfahren ist, kopfschüttelnd eröffnete, für diese Sorte von Landsleuten habe er gar kein Interesse — er sei vielmehr Pessimist; seinetwegen, da sie dem Deutschthum doch nicht zu erhalten seien, möchten sie Türken oder Heiden werden. In Innsbruck meinte ein anderer Seher: die Völker wogen hin und her — einst strömten die Germanen nach Italien hinunter, jetzo strömen die Italiener gegen Mitternacht. So scheint es im Rathe

[1] Nunmehr mag der Schleier, der dieses Geheimniß bisher bedeckte, gehoben werden. Mein damaliger Begleiter war Herr Christian Schneller, zu jener Zeit Professor der deutschen Sprache am Gymnasium zu Roveredo, jetzt Landesschulinspector in Innsbruck — in der Wissenschaft rühmlichst bekannt durch seine „Sagen und Märchen aus Wälschtirol" und seine Schrift über „die romanischen Volksmundarten in Südtirol."

der Vorsehung beschlossen — vergeblich sich dagegen zu stemmen! — In Bozen rief mich ein sonst gebildeter Herr fast herausfordernd an: Sie! Da hinauf wollen Sie gehen und etwas darüber schreiben? Ja, muß denn der Pf—arrer dort oben mit Gewalt berühmt werden, daß man ihn alleweil in die Zeitung setzt! — Ich suchte zu beruhigen und die Ehre, in der Zeitung zu stehen, möglichst tief herabzuwürdigen, doch vergebens. Ein anderer Bozener Freund, sonst Germanissimus, zu sein, um mir ins Gesicht sein Mißfallen auszudrücken, ließ mich doch unter der Hand verwarnen. Diese Sympathien für die ungebildeten Arkadier an der Schneegrenze dort oben seien höchst gefährlich. Kaum sei Italien durch das preußische Bündniß dem deutschen Herzen etwas näher gebracht, und nun solle das gemüthliche Einverständniß durch die Lusernafrage wieder gestört werden! — In Bozen war ohnehin nicht gut von der Sache zu reden. Man befürchtet Schädigung der Handelsinteressen, wenn nicht alles vermieden werde, was einer deutschen Propaganda ähnlich sehen möchte, wogegen man den Bestand einer italienischen offen zugibt. Nebenbei meinte man, daß Luserna schon ganz verwälscht sei, und nur noch der Gemeindevorsteher aus Widerspruchsgeist mit seinem Deutschthum renommire. Ueberhaupt schien das kleine Luserna, je näher es kam, desto ferner, entlegener und unbekannter zu werden. In Innsbruck wußte man über seine Lage und andere Verhältnisse noch ganz gut Bescheid — in Bozen sprach man davon, als wenn es in Neu-Holland läge.

Man sieht aber wirklich nicht ein, warum sich die deutsche Nation nicht zu ihrem Vergnügen sowohl als zu ihrer Ehre, im wälschen Gebirge dieses kleine Dörflein halten, erhalten und pflegen soll! Diese wenigen Landsleute, annoch ungewissen Ursprungs, ein echtes, doch nur halbverständliches Deutsch redend, vielleicht reich an alten Sagen und

Ueberlieferungen, die sonst nirgends mehr zu finden sind — sie können für die Germanisten noch einen unschätzbaren Werth gewinnen. Mit hundert Gulden, die wir jährlich darauf legen, können wir uns den geistigen Besitz dieses Eilands sichern. Wenn das große deutsche Volk von sechzig Millionen Seelen zusammenhält, so fällt auf jeden Kopf dieser Nation von Denkern ein verschwindend kleiner Beitrag. Unsere Idee bezweckt daher gewiß keine neue Belastung der durch Kriegsbereitschaft, Geschäftsstockung und Steuerdruck ohnehin schon genug belästigten Germania, und so lächerlich sie den einen dünken mag, für andere wird sie immer einnehmend und anziehend sein, solange sie selber Deutsche bleiben.

Zu Bozen an der Etsch beginnt eigentlich das Sprachgrenzland, das Inundationsgebiet, das unsere südlichen Nachbarn jetzt theilweise überschwemmen, um es, wie behauptet wird, dereinst ganz zu behalten. Hier kommen schon manche begehrliche Italianissimi vor, denen auch einige bescheidene Tedeschissimi gegenüberstehen. Das Verhältniß ist im ganzen noch friedlich — man läßt jeden bei seinem Glauben; doch sind, was die Nationalität betrifft, manchmal wunderliche Erscheinungen zu gewahren. Im Eisenbahnwagen z. B. saßen etliche Bekannte beisammen, und wir überließen uns bald alle einer harmlosen Plauderei. Nur einer that nicht mit, ein großer und sehr schöner Mann, mit feiner, weißer Gesichtsfarbe und rosenrothen Wangen, goldgelben, reichen, ziemlich langen Haaren und dunkelblauen Augen. Wenn einst die Hermannsschlacht von Klopstock zur Aufführung käme, man könnte keinen besseren Arminius finden! Er aber saß unter uns wie ein Stück aus einer andern Welt und gab mit keiner Miene zu erkennen, daß ihm unser Gespräch verständlich sei. Als wir ausstiegen, fragte ich, wer denn der schöne Mann und

stumme Passagier gewesen. Ja, hieß es, das ist der Herr Obermaier, Juwelier zu Treviso, ein guter Deutscher, aber jetzt Italianissimo. Er will nie merken lassen, daß er seine Muttersprache verstehe. — Weiter unten auf der Eisenbahn zwischen Trient und Roveredo setzte sich ein Mann von mittleren Jahren in den Wagen, ein gefälliger gebildeter Mann, mit dem ich bald italienisch zu reden begann. Während wir im besten Zuge waren, erschien der Conducteur am Fenster, derselbe, der schon von Innsbruck her über den Brenner mitgekommen war, und sagte: „Ihre Billete, meine Herren!“ worauf der andere rügend: „Parlate italiano con noi, siamo Italiani“ — worauf ich mildernd, meinetwegen brauche er sich keine Mühe zu geben; ich hätte nicht umhin gekonnt, ihn zu verstehen. Als wir ausstiegen, fragte ich wieder, wer der gefällige und gebildete Mann gewesen sei. Ach, hieß es, das ist ja der Dr. Berger (schreib Pergher), praktischer Arzt zu ***, eigentlich aus einem alten deutschen Haus, jetzt aber Italianissimo, spricht nur noch wälsch.

Die alten, eingesessenen, vornehmen und reichen Familien romanischen Namens im Trentino betheiligen sich zur Zeit sehr wenig an dem Wiedererwachen des italienischen Bewußtseins. Theils widerstrebt es ihren aristokratischen Gefühlen Hand in Hand mit dem Pöbel, mit den Fenstereinwerfern und Petardisten zu gehen, theils stehen sie in allerlei Verwandtschaftsverhältnissen zu den deutschen Geschlechtern des Landes, theils trauen sie der italienischen Glückseligkeit nicht recht, theils haben sie noch andere Gründe. In vielen sehr achtbaren Männern und Frauen lebt noch die alte Liebe zum Lande Tirol, dem sie seit so vielen Jahrhunderten angehört, mit dem sie so lange Freud' und Leid getheilt. Das eigentlich drängende und treibende Element, und dieß namentlich in Roveredo, sind die eingewanderten

deutschen Plebejer, Fabrikanten und Kaufleute, die auch ihre deutschen Namen in der Schreibung bestmöglichst zu italianisiren suchen. Selbst der Herr Baisini, der die schaudervolle Lage seines engern Vaterländchens in dem Buche „Il Trentino dinanzi all' Europa“ der ganzen Welt zum Mitleid ausgeboten, ist mit seinem rechten Namen ein Herr Weiß und stammt aus dem ehemals deutschen Thal Terragnuolo.

Roveredo hat seinen Namen von einem Eichenwalde, der in alten Zeiten auf dieser Stelle gestanden, und ist jetzt ein Städtchen von 9000 Einwohnern, mit engen, unebenen Gassen, an denen unscheinbare Häuser stehen. Die edlere Gattung der Gebäude, die Wohnsitze der Reichen und ihre Paläste zieren hauptsächlich die Vorstädte. Das kleine Roveredo hat sich im letzten Jahrhundert durch zwei Richtungen hervorgethan, die sonst selten neben einander laufen: durch Gewerbfleiß und Gelehrsamkeit. Hier blühten Geschichtsforscher, Alterthümler, Mathematiker, Philosophen in großer Zahl. Das beste Italienisch, nach den reinsten toscanischen Mustern, schrieb man damals in Roveredo. Als Geschichtsforscher wurde namentlich Hieronymus Tartarotti berühmt († 1761), dessen kritischer Genius den Kirchenhistorikern von Trient so viel zu schaffen machte, und Anton von Rosmini († 1856) soll unter Italiens Philosophen in diesem Jahrhundert sogar den ersten Rang einnehmen.

Die Seidenindustrie stand einst zu Roveredo in hoher Blüthe. Die ersten Gründer der Spinnereien waren zumeist Nürnberger und andere Deutsche, welche gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts einzuwandern begannen. Dieser Gewerbfleiß verbreitete ungemeinen Reichthum, was den Roveredanern zu großer Freude gedieh. Sie waren so zufrieden mit ihren Zuständen, daß sie für Philogermanen, ja fast für Austriacissimi galten. Eines wie das andere

hat sich jetzt geändert. Der Reichthum ist wohl noch vorhanden, aber er wächst nicht mehr. Die Krankheiten der Seidenwürmer haben sehr schädlich gewirkt, und im Betriebe des Gewerbes ist man hinter den Fortschritten anderer Länder zurückgeblieben. Ob man sich wieder aufschwingen werde, steht dahin. Auch die Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich hat merklich gelitten.

Das Leben in Roveredo ist, abgesehen von den politischen Demonstrationen, jetzt sehr still und reizlos. Der Roveredaner spart und spart, und wenn er reich geworden, fängt er von vorn zu sparen an. In dieser Tugend sind uns die Italiener offenbar überlegen. Hat man es doch auch im Bayerlande beim Bau der Eisenbahnen beobachtet, wie der wälsche Arbeiter in der Woche sich mit Wasser und Polenta forthalf, am Sonntag selbander oder selbdritt sich mit einer Halbe Bier erfrischte, dafür aber auch alle vierzehn Tage beim Wirth ein Goldstück einwechselte und es seinen Lieben nach Hause sandte, während der edle Germane des Sonntags mit seiner Thusnelda von früh bis spät über dem Maßkrug saß, und regelmäßig seinen Wochenlohn vertrank.[1] Aber saure Wochen wollen gleichwohl heitere

[1] Um die Sache von mehreren Seiten zu beleuchten, mag hier eine Glosse folgen, welche Herr Heinrich Noë, der Wälschtirol viel besser kennt, als ich, vor kurzem in einer bayerischen Zeitschrift veröffentlicht hat. Sie lautet:

„Der berühmte Abbate Prato, welcher so eifrig für die Lostrennung der hochgebildeten Wälschen von der Oberherrschaft der Teutonen arbeitet, meint, schon der erste Anblick lasse die sanfte, nüchterne, fleißige Bevölkerung des „Trentino" von den rohen Söhnen der deutschen Berge unterscheiden.

Der emsige Patriot scheint nie etwas von den blutigen Raufereien und der heillosen Trunksucht gehört zu haben, welche unter anderm in der nächsten Nähe von Trient, die Einwohner des Valsugana „auszeichnen." Möge er sich beispielsweise in die Herberge zum „Adler," ein Wirthshaus an der Landstraße, etwa dreiviertel Stunden östlich von Castel Nuovo entfernt, verfügen, und dort die zahlreichen Kugelspuren an den schmutzigen Wänden des

Feste, und für letztere fehlt hier eigentlich alle Anlage. In diesen Städten gibt's keine Liedertafeln, keine Turnvereine, keine geselligen Lustbarkeiten. Es gibt auch keine Kegelbahn, keinen Sommerkeller und kein Liebhaber-Theater.

„Albergo" betrachten. Der Wirth mag ihm dann erzählen, wie diese entstanden sind. Jeder Bursche hat seine Sackpistole, von welcher er betrunken bei jeder Gelegenheit unbekümmert Gebrauch macht und nur der sechsläufige Revolver des Wirthes verhilft ihm dann und wann bei „Mißverständnissen" zur Einbringung der Zeche.

Bei dieser Gelegenheit möchte auch auf die Irrthümer mancher vaterländischen Schriftsteller aufmerksam gemacht werden können, welche für die rohe Urwüchsigkeit der Deutschen in Oberösterreich, Bayern und einigen Gegenden Nord-Tirols viele Worte des Tadels haben, während sie über die Italiener in der Weise denken, wie sie ihnen von wälschen Literaten und deutschen, italiasüchtigen Fremdebewunderen zurecht gelegt wird.

Der Italiener ist weder sanfter, noch nüchterner, noch fleißiger, als der Deutsche. Was die ersteren Eigenschaften anbelangt, so besuche man Sonntags eine „Bettola," eine jener elenden Kneipen, welche in Deutschland nur vom Abschaum cultivirt werden würden. Dort sitzen die „fleißigen Ackerbauer und Arbeiter" im Zustande sinnloser Besoffenheit und brüllen ihre Mora. Und was den „Fleiß" der Leute anbelangt, so kann er, wenn auch noch so sehr von Geldbegierde angespornt, bei der elenden Nahrung, mit welcher sie ihren Körper mehr quälen als unterhalten, nur von geringer Wirkung sein. Ein Ingenieur, welcher sie täglich bei Bauarbeiten beobachtete, sagte mir einmal, er vergleiche sie mit Roßkäfern, welche zwar auch den ganzen Tag über die bekannten Kugeln wälzen und wühlen, sich dabei jedoch ohne merklichen Erfolg abzappeln. Und diese, wenn gleich derbe Vergleichung erscheint als zutreffend, wenn man den vielgeschäftigen Müßiggang betrachtet, der sie mit dem unaufhörlichen Feueranmachen, Polentakochen und anderen südländischen Allotriis merklich von der eigentlichen Arbeit abzieht."

Es ist richtig, daß das wälschtirolische Landvolk in seinen zerrissenen Fetzen, in seinen erbärmlichen Wohnungen, bei seinen ekligen Mahlzeiten, in seinem unübertrefflichen Schmutze etwas esquimauxartig aussieht, und dieses Aussehen nimmt zu, je mehr der seme puramente latino die Oberhand gewonnen und das ehemalige deutsche Blut aufgesogen hat. Der berühmte Professor Frapporti, weiland zu Trient, der Erfinder und Gründer des Trentino, schrieb einmal, wenn die deutschen Bauern jenseits von Salurn nur die mindeste Sehnsucht nach Civilisation empfänden, so hätten sie

Selbst in der Fastnacht werden keine Bälle gehalten — wegen der Nationaltrauer sagen einige; weil auch sonst niemand hinginge, meinen andere. Ein politisches Conventikelchen bei einem Glas Wasser und verschlossenen Thüren ersetzt die öffentlichen Freuden, für welche der Deutsche so viel Geld ausgibt. Auch wenn hin und wieder einem Austriaco die Fenster eingeworfen werden, gilt es als ein Nationalvergnügen, dessen Erinnerung die Patrioten noch lange beseligt. Selbst im Kaffeehaus verhält man sich sehr still — man trinkt eine Tasse, liest eine hochherzige Zeitung, betrachtet die Wölfin, die einst Romulus und Remus gesäugt, oder ein anderes altrömisches Bild, das an der Wand hängt, und denkt an die Scipionen. Abends läuft man nicht den Frauen davon, um ins Wirthshaus zu gehen, sondern bleibt hübsch zu Hause, im Schooße der Familie. Ein leichter Frühschoppen, den unsere Sitte dem Geistlichen wie dem Laien nachsieht, wäre ein Scandal. Die billige Seligkeit von hoher Balustrade herab, unter säuselnden Linden, bei einem Humpen Märzenbier und einem Rettigscheibchen, über die rauchenden Schornsteine der Stadt, über den Fluß, wo die bunten Schiffe gleiten, und über die Länder der Menschen hin zu sehen, wird hier nicht begriffen. Doch sind in Trient einige laubreiche Biergärten deutscher Nation erstanden; aber der Italiener nähert sich vorerst nur schüchtern, denn noch gilt es fast als Entartung. Nur die engen Gassen, in denen er aufgewachsen, gewähren ihm das Gefühl der Heimath, vor den Thoren geht ihm

längst Sprache und Lebensweise ändern und sich italianisiren müssen. Ich bin dagegen der Ansicht, daß die Valsuganotti und die Nunesi und die Solandri (Nons- und Sulzberger) in allen Stücken profitiren würden, wenn sie heute noch Pusterer oder Unterinnthaler werden könnten. Auch die Herren Candelpergheri, Eccheri, Cosleri u. s. w. zu Roveredo würden schwerlich einbüßen, wenn sie sich jetzt wieder an ihr altes Vaterland anschlößen.

schon die Fremde an. Ein Spaziergang außer der Stadt ist undenkbar; man zieht nie mit den Lieben zum Maiwein in den Wald, man geht nie zu einer Bauernkirchweih auf dem Lande, man steigt nie auf einen Berg, um in die Welt hinauszuschauen; doch laufen die Männer gern den Vogelherden nach und fangen den Deutschtirolern die kleinen Sänger weg, so daß jene vor Raupen, Maikäfern und anderm Ungeziefer sich bald nicht mehr zu helfen wissen. Bei Trient so wenig als bei Roveredo findet sich ein schattiges Plätzchen, wo der Fremde niedersitzen und in deutscher Weise bei mäßiger Erfrischung einen Dichter lesen oder die schöne Landschaft betrachten könnte. Die nächste Umgebung der Städte ist ohnedieß, wie zu Bozen, durch die hohen Gartenmauern, zwischen denen sich enge staubige Sträßchen durchwinden, unangenehm und widerwärtig.

Das Etschland von Meran bis an die Veroneser Clause gehört immerhin zu den schönsten Gegenden Deutschlands, wenn man so sagen darf, da unsre Zunge bekanntlich zu Salurn erstirbt. Es streitet mit den gefeiertsten Landschaften am Rheinstrom. Die Etsch trägt zwar keine Schiffe und keine Gondeln, sondern nur große Flöße, aber die Berge sind mächtiger als am Rhein; auch Burgen, Schlösser, Ruinen und anderes romantisches Zeug ist in Fülle vorhanden. Alte und uralte Kirchen ragen mystisch in die Gegenwart herein. Malerische Dörfer liegen im Thal oder klettern an den Abhängen hin und her. Trient mit seinem Castell, seinem alten Dom und seiner reichen Geschichte kann hier einigermaßen Mainz oder Köln vertreten. Ferner fehlt's nicht an bedeutsamen Liedern und Sagen, denn um dieses Gebirg herum spielen ja die alten ostgothischen und lombardischen Mären, auf denen jetzt freilich schon viel Staub liegt. Aber die angenehmen Gasthöfe, nicht die europäischen und theuern zu Mainz und Köln, sondern jene

einladenden, reinlichen, billigen in den kleineren Orten, diese Gasthöfe mit den niedlichen Gärten und den Springbrunnen darinnen, oder auch jene idealen Wirthshäuschen, die unter der Linde am Strom, oder auf einer Felsennase, oder auf einem alten Thurme liegen, die der Flaggenstock bezeichnet und Blumen und Büsche verkleiden — jene reizenden Oertlichkeiten, wo sich der Herr Pfarrer und der Herr Burgermeister einfinden und die schönen Töchter des Landes allmählich zu singen beginnen, daß es von den Bergen wiederhallt, während der Rüdesheimer im Glase und der Abendstern am Himmel funkelt — jene Gasthöfe und diese Kneipen, und so viele andere kleine Freuden, die das Leben am Rhein so herrlich dahinfließen lassen, sie fehlen hier an der Etsch fast ganz und gar. In den Landhäusern allerdings, zu Kaltern, zu Margreit, zu Matzon und anderswo, fühlt der Gast die Beschwerden dieses Jammerthals nicht, sondern verlebt vielmehr im Herbst bei liebenswürdigen Familien die schönsten Tage — aber nicht jeder gute Deutsche kann da zu Gaste gehen, und wer in den gewöhnlichen Landwirthshäusern unterkommen muß, der zieht wohl bald wieder weiter, so dürftig, schmutzig, unheimlich sind die meisten schon auf der deutschen Seite, geschweige denn auf der wälschen.

Was wir damit eigentlich sagen wollen, hat der denkende Leser wohl schon herausgefunden. Es sollte nur angedeutet werden, daß zwischen Bozen und der Veroneser Clause (auch in der Valsugana und im Nonsberg) für den behaglichen Aufenthalt gebildeter Menschen noch sehr wenig geschehen sei, obgleich die Landschaft für Frühling und Herbst — im Sommer ist's zu heiß — so freundlich und einladend herzurichten wäre, wie die Gegenden am Rheinstrom und am Genfer See. Es ist noch viel unwirthliches Land in den Alpen, das mit der Zeit den reisenden Kindern

der Welt dienstbar gemacht werden sollte, damit sie nicht wie jetzt, in wenige Lieblingsorte zusammengepfercht, einander zu sehr im Weg umgehen. Das Engadein hat im letzten Jahrzehnt einen völligen Umschlag erlebt und statt der schmutzigen Herbergen, die es früher verunzierten, eine ganze Reihe der angenehmsten neuen Gasthöfe erhalten. So kann man sich auch in eine schöne etschländische Zukunft hinein träumen, wo die beiden Nationen, die sich in die Landschaft theilen, einen heroischen Anlauf nehmen und sie wirthlich herstellen, wo dann eine Menge achtbarer Familien — wenn auch protestantische — dort ihre Ferienwochen zubringen und bei den Wirthen und Handwerksleuten ebenso beliebt sein werden, wie am Rheinstrom oder am Genfer See.

Eines schönen Morgens — es war der 26. September — fuhren wir also von Roveredo wieder gen Norden, d. h. aufwärts an der Etsch, und kamen bald nach Calliano, einem ansehnlichen Dorfe, das nicht weit von einer alten Burg liegt, welche die Deutschen den Stein am Callian heißen. Hier fällt das wilde Gewässer in die Etsch, welches aus der Folgaria herabstürzt und noch heutzutag der Roßbach heißt. Seinen Quellen wollten wir entgegen wandern, aber vorerst mußten wir noch das Castell Beseno (Bisein) umgehen, welches gerade vor dem Eingang des Thales auf einem langen steilen Felsenrücken liegt. Es bildet gleichsam ein Städtchen für sich mit Mauern, Häusern und Thürmen, ist aber im Innern sehr verfallen. Während wir da gemächlich hinaufstiegen, bewunderten wir auch die Landschaft, die im Morgendufte leuchtend zu Füßen lag, den mächtigen Strom der Etsch, die vielerlei Dörfer und Schlösser an ihren Ufern und die scharfen, hohen Felsenmauern, die sie links und rechts behüten. Es dauerte nicht lange, so hatten wir ein paar Menschenkinder erreicht, welche am schmalen Pfad auf einem Felsen saßen und der

Ruhe pflogen. Das eine derselben war ein Landmann, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, das andere seine jüngere Schwester, beide wohlgestaltet und manierlich, beide reinlich gekleidet und sauber. Wir fragten zuerst italienisch, wohin sie gingen, und erhielten von jenem die Antwort: nach San Sebastian. Dieser Ort liegt jenseits der Folgaria im Thal des Astico, und es ist bekannt daß Professor Zingerle von Innsbruck vor nicht langer Zeit daselbst gewesen, und die Wirthin noch als eine gute Deutsche gefunden und aufnotirt hat. Wir fragten also unverzüglich ob sie nicht deutsch sprächen. „O ja", antwortete der Landmann, „wir prechten schon auf teutsche!" Diese Worte gewährten uns großes Vergnügen. Wir freuten uns einen Landsmann gefunden zu haben und begrüßten ihn fröhlich als einen lieben Stammverwandten. Der junge Mann nahm diese Freundlichkeiten etwas schüchtern auf und schien die hohe Bedeutung, die wir seiner Wenigkeit beilegten, nicht recht zu begreifen, abgesehen davon, daß er uns sicherlich auch nicht ganz verstand. Wir fragten bald nach seinem Namen, und erfuhren daß er Anton Berger heiße, seine Schwester aber Rosine. Uebrigens sei er ein Schäfer (Schafar) und komme aus dem „Niederland," aus der Gegend von Bern (Verona), wo er den Sommer über die Herden gehütet habe. Die Schwester nahm nun Abschied von dem Bruder, um wieder ins Thal hinabzugehen, wir aber setzten miteinander den Weg in die Höhe strebend fort, kamen in weitem Kreise um das Castell herum und freuten uns es endlich hinter uns zu haben. Solange wir nun auf dem engen Pfade, der uns nicht neben einander gehen ließ, aufwärts stiegen, und der geringe Athem, der uns übrig blieb, für einen lebhaften Gedankenaustausch nicht reichte, war das Gespräch allerdings nicht sehr erheblich; aber später, als der Weg sich etwas erweiterte

und ohne fühlbare Steigung an den Felsenwänden hinlief, wurde es schon bedeutender. Wir nahmen unsern Gefährten in die Mitte und stellten ihm eine Frage nach der andern, was allerdings nicht so leicht war, denn aus Philosophie, Geschichte, Politik und dergleichen Wissenschaften, die wir vor kürzerer oder längerer Zeit cultivirt hatten, wollten wir ihn nicht examiniren, und im Fache der Schäferei waren wir selbst so unbewandert, daß wir oft lange brauchten, um wieder ein passendes Fragestück zusammenzusetzen.

Hier aber müssen wir, um klar zu bleiben, in eine kleine Abhandlung übergehen, die allerdings dem Wissenden nichts neues bieten wird.

Es ist schon am Anfang erwähnt worden, daß auf dem rauhen Gebirg, welches südlich an die gefürstete Grafschaft Tirol anstößt, in einigen zerstreuten Dörfern noch eine deutsche Mundart gesprochen wird. Diese Gemeinden standen einst unter der Republik Venedig, später unter dem Kaiserthum Oesterreich, jetzt gehören sie zum Königreich Italien. Ihre Bewohner hielt man früher für Nachkömmlinge der von Marius besiegten Cimbern und legte ihnen daher auch diesen Namen bei. Ebenso herrschten über ihre Sprache sehr fabelhafte Ansichten, bis unser Schmeller im Jahr 1833 seine erste Entdeckungsreise nach den sieben und den dreizehn Gemeinden unternahm, die dortige Mundart genau untersuchte und das längst ersehnte Licht in das vielhundertjährige Dunkel brachte. Im Jahr 1844 wiederholte er diese Fahrt und sammelte neue Schätze. Schon im Jahr 1838 hatte er in den Abhandlungen der Münchener Akademie seine Schrift über die Cimbern erscheinen lassen; von da an war er lange mit einem cimbrischen Wörterbuch beschäftigt, welches aber erst nach seinem Tod (1855) der kaiserliche Rath Josef v. Bergmann zu Wien mit einer werthvollen Einleitung herausgab. Schmellers Gutachten

über die Cimbern und ihre Sprache geht übrigens dahin: daß diese Aelpler bis etwa ins dreizehnte Jahrhundert mit dem großen deutschen Volk im Zusammenhang gestanden, seit jener Zeit aber durch das sie umwachsende Wälschthum abgeschnitten worden seien und die Fühlung verloren hätten. Auch die Alterthümlichkeiten ihrer Sprache reichen nur bis in jene Zeit hinauf. Wolle einer diese Mundart auf die Longobarden, die Gothen oder gar auf die Cimbern zurückführen, so möge er es thun. Ein Streit über Dinge die wir nun einmal nicht wissen können, sei zwecklos. Da man übrigens keinen andern Namen habe, so dürfte es erlaubt sein, diese Leute auch fürderhin noch Cimbern zu nennen.

Die Deutschen, die wir auf unserem kurzen Ausflug sehen und sprechen werden, nämlich jene zu San Sebastian, unten zu Lavarone und oben zu Luserna, werden nun zwar eigentlich nicht zu den Cimbern gerechnet, da sie von diesen politisch immer geschieden waren, allein ihre Mundart zeigt im ganzen dasselbe Gepräge und weicht nur in unerheblichen Einzelnheiten von der cimbrischen ab. Herr Professor Zingerle wird in nächster Zeit ein Wörterbuch der Sprache von Luserna herausgeben, auf welches sich die Liebhaber dieser Studien sicherlich freuen dürfen. Ohne Zweifel wird es auch jene Verschiedenheiten klar hervortreten lassen. Einstweilen aber müssen wir uns noch an Schmellers und Bergmanns Arbeiten halten, und ziehen daraus folgende Lehren, die uns diese Mundart etwas näher rücken sollen.

Der auffallendste Unterschied ist, daß die Cimbern unser f und v als w aussprechen. Unser Vater, vier, Feuer, Fuß lautet daher water, wier, weuer, wuß. Fünf heißt wüf und fünfzig wüzk. Ferner ist zu bemerken, daß die Participien der vergangenen Zeit alle schwach oder, wie man früher sagte, regelmäßig gebildet werden, oder wenigstens

zur starken Form noch ein t setzen, eine Eigenthümlichkeit, die übrigens auch im Lechthal vorkommt. So also gewallet für gefallen, getraget für getragen, geleidet für gelitten, genumt für genommen, geßt, gant und könt für gegessen, gegangen und gekommen.

Damit wäre das Gröbste gezeigt, und wer den deutschen Dialekt der Etschländer Bauern, der dem cimbrischen immerhin am nächsten liegt, versteht, der könnte mit Hülfe dieser unsrer kurzgefaßten Sprachlehre eine cimbrische Conversation schon glücklich zurücklegen, wenn nicht zwei andere Umstände einträten, welche die Sache wieder erschweren. Erstens nämlich hat das Cimbrische sich eine ziemliche Anzahl älterer Wörter bewahrt, die wir jetzt nicht mehr verstehen, wie z. B. köden = sagen, prechten = sprechen, öba = Schaf u. s. w., und zweitens hat die wälsche Nachbarschaft eine Menge Italianismen eingeschwärzt, sowohl in Wörtern als in Wendungen. Erstere sind zum Theil verständlich wie pensarn, adorarn, dipindarn (pensare, adorare, dipignere), zum Theil auch nicht, wie riwen, welches von arrivare, ankommen, herrührt, aber auch zu Ende kommen, aufhören heißt, oder wie wenzern, übrig sein, von avanzare (davon auch gawenzurach, das Ueberbleibsel). Einen Cimbro zu verstehen ist daher zum Theil Glückssache. Gibt es die Rede, daß er nur gemeindeutsche Wörter anwendet, so wird sich ein Deutscher, wenigstens ein Bajuvare, der die oben gegebenen beiden Regeln inne hat, unschwer mit ihm verständigen; greift der Cimbro aber in seine sprachlichen Alterthümer und in den Schatz seiner Italianismen hinein, so reißt der Faden des Verständnisses ab, und die beiden Germanen stehen sich unvermittelt und rathlos gegenüber.

Ueber die Abstammung dieser weltentlegenen Landsleute sind also schon die seltsamsten Ansichten aufgestellt worden. Als die ersten Einwohner und Bebauer der Gegend können

sie nicht betrachtet werden, denn die Ortschaften, welche sie inne haben, führen lauter undeutsche Namen und müssen daher schon vorhanden gewesen sein, ehe sie ins Land kamen. Ueber die Völkerwanderung hinaus gehen demnach diese Niederlassungen sicherlich nicht, und es kann nur noch darüber gestritten werden: ob die deutschen Eroberer von Norden oder von Süden her gekommen, d. h. ob sie Bajuvaren oder Longobarden gewesen. Wir haben nun aber schon voriges Jahr in der A. Allgemeinen Zeitung, Beilage vom 11. und 12. September 1867, dargethan, daß der Germanismus sich um Vicenza herum und bis an den Po hinunter noch viele Jahrhunderte nach der Völkerwanderung erhalten habe. Dieses Deutschthum mit den Bajuvaren in Verbindung zu bringen ist gar kein Grund vorhanden; ebenso wenig aber jenes der Cimbern und ihrer Nachbarn, denn deren Wohnsitze waren in den maßgebenden Zeiten immer den Beherrschern der Padus-Ebene unterthan, nicht den Fürsten, welche an der Donau und der Isar walteten. Auch kamen die ersten deutschen Ansiedler im Gebirge, wie sich jetzt herausstellt, nicht von Norden, sondern aus der südlichen Ebene herauf. Es scheint daher kein Leichtsinn, wenn wir den Anton Berger, den Schafar, zu dem wir nun zurückkehren und seine Landsleute in der Folgaria und im Thale des Astico nicht minder als die Bewohner der Sette und der Tredici Comuni bis auf weiteres für Lombarden halten. Die Wälschen nennen übrigens diese deutsche Mundart il slapero, was wahrscheinlich metathetisch aus sparlare, schlecht sprechen, entstanden ist. Ein anderer Name dafür ist slambrót, wozu ein Verbum slambrottare gehört. Professor Schneller findet in diesen Wörtern den alten Lombardennamen, so daß slambrottare eigentlich slombardare wäre und nichts anderes bedeutete als lombardisch sprechen.

Die Unterhaltung mit unserm Lombarden floß mit wechselndem Glücke dahin. Bald verstanden wir uns leicht, bald gab es einen Aufenthalt, mitunter auch einen völligen Stillstand. Ganz unvorbereitet waren wir übrigens nicht, und als der Schäfer in eine tiefe Schlucht hinunter deutete, und dabei erzählte: Werten ist da an Oeba hinunter gewallet und hat sich getuatet, brachten wir es doch bald heraus, daß da ferten (d. h. voriges Jahr) ein Schaf hinunter gefallen sei und sich getödtet habe. Nicht lange darnach kam aber eine Probe heran, die wir nicht bestanden. Es erschien nämlich, hinter einer Felsenecke hervordringend, mitten unter Schafen und Schweinen, ein anderer Lombarde und Schafar, ebenfalls von San Sebastian, der seine Herde gegen Niederland, gegen Roveredo trieb. Die beiden Landsleute und Amtsbrüder zeigten große Freude, sich nach langer Zeit auf heimischem Boden wieder zu sehen, begrüßten sich freundlichst und blieben eine gute Weile plaudernd bei einander stehen. Wir andern beiden, wir stellten uns auch dazu und lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit, wie sich die beiden Hirten im besten longobardischen Deutsch, das jetzt noch zu haben, miteinander unterhielten, verstanden aber leider nur einige Wörter. Es ging gar zu rasch und wirr durcheinander. Wir betrachteten uns mit großen Augen, gleichsam als hätte uns so etwas nicht passiren sollen. „Und diese Sprache," sagte mein Begleiter endlich, „soll nicht studierenswerth sein?"

Nachdem wir etwa zwei Stunden gestiegen, kamen wir nach Mezzomonte, was unser Reisegefährte Mitterberg nannte. Es finden sich da etliche Häuschen, die neben einander an der steilen Halde kleben. Ihr Aussehen ist nicht einladend, doch sind sie noch mit Weinlaub verziert, von Kastanien und Nußbäumen beschattet, also immerhin malerisch. Ein Wirthshäuslein war auch darunter, dem

wir gerne zusprachen. Das enge Stübchen bot wenigstens einen kleinen Tisch und drei Stühle dazu; eine größere Zahl von Gästen scheint sich da nie einzufinden. Die Wirthin empfing uns freundlich in verständlichem Tirolerdeutsch. Sie verhehlte nicht daß wir ihr gerade recht kämen; sie habe jetzt viele Wochen verlebt, ohne sich in ihrer Muttersprache ausplaudern zu können. Uebrigens heiße sie ursprünglich Francisca Eberhard und sei zu Graun im Vinschgau geboren, später aber Kellnerin beim berühmten Muchwirth zu Algund bei Meran gewesen; dort habe sie die Liebe eines Wälschen gewonnen, der sie zu seiner Frau erhoben, und jetzt nenne sie sich Carpentari und sei seit dreizehn Jahren Wirthin zu Mezzomonte. So gern sie sich aber mit uns unterhielt, so wechselte sie doch mit dem Schäfer nur wenige italienische Worte, nur um das nöthigste abzuthun. Auf unsere Frage: warum sie nicht deutsch mit ihm spreche, da er doch auch ein Deutscher sei, antwortete sie: „Ja, das ist eine ganz andere Sprach'; die erlernt man nicht, und so red' ich lieber wälsch." So verschieden sind die Gaben ausgetheilt! Unser Schmeller brauchte seiner Zeit kaum drei Tage, um sich mit den Cimbern vollkommen zu verständigen, und diese Person sitzt nun schon seit dreizehn Jahren an ihrem beneidenswerthen Ort und kommt nicht dazu, das so nahverwandte Slapero zu lernen!

Als wir eine halbe Stunde ausgeruht, standen wir wieder auf, um weiter zu gehen. Der Lombarde meinte zwar anfangs, es habe keine Eile; „es ist nit so gäch," sagte er, entschloß sich aber doch, der Gesellschaft halber den Wanderstab mit uns fortzusetzen. Wir gingen noch eine Weile in der Schlucht des Roßbachs zwischen hohen Bergen dahin. Diese zeigten dasselbe Ansehen wie die Berge im Etschland draußen. Die schönen vollgewachsenen Bäume sind längst der Industrie der Holzhändler unter-

legen, aber dafür bedeckt die röthlichen Halden, wo sie nicht ganz senkrecht abfallen, allenthalben kurzes, hellgrünes, wollichtes Buschwerk, gleichsam als wenn ein grüner Sammetteppich über die Berge gelegt wäre. Wir sahen weit hinein in das Rinnsal des Roßbachs, dem mancher kleine Nebensprößling aus den Seitenwänden zurauscht. Unten im Felsenschlund zeigt sich auch ein großer Wasserfall, der vielleicht, wenn die Touristen kommen, noch einmal recht berühmt werden wird.

Endlich traten wir ins Freie hinaus, und die Folgaria lag vor uns, ein fruchtbares Hochthal, 3626 Fuß über dem Meer, mit menschlichen Wohnungen reichlich besetzt. Der Name kommt wahrscheinlich von filicheria, Farrenland, aber die Deutschen nennen es Vollgreit, Füllgreut, und leiten dieß von Viel Gereute ab.[1] Am Wege steht ein alterthümliches Kirchlein, St. Valentin, auf welches wir Kunstforscher aufmerksam machen. Bald darnach hatten wir die Villa di Folgaria, Dorf, Flecken oder Paese, den Hauptort des Hochthals, erreicht.

Obgleich man sich nicht immer auf ihn verlassen kann, so nimmt man bei solchen Gelegenheiten doch gerne Beda Webern zur Hand, um zu sehen, wie sich dieser gewandte Genius über die Sache ausspricht. „Die Reize der herrlichen Landschaft," sagt er nun hier (Das Land Tirol, III. S. 98), „die hehre, trauliche Stille der ehemaligen Alpe, die jetzt, geschmückt mit stolzen Villen, langzeilig und weitaus mit Häusern übersäet ist, lachen dem Wanderer gar freundlich entgegen." Was nun die herrliche Landschaft

[1] Seltsam ist es, daß man die Einwohner der Folgaria auf italienisch ganz nach deutscher Weise i Folgaraitri nennt. Auch die Einwohner von Pinè heißen i Pinaitri, die von Caldonazzo i Caldonázzari. Das ahd. ari, nhd. er, wird in diesen Gegenden noch häufig zur Bildung italienischer Ethnica verwendet.

betrifft, so ist die Folgaria eine sehr einfache Hochebene, bei weitem nicht so herrlich, wie das Thal von Brandenberg oder Alpbach in Nordtirol, und die stolzen Villen, für welche allerdings Raum genug vorhanden wäre, scheinen leider noch nicht erbaut zu sein. „Die freundliche Kühle, die schönen Spaziergänge, das gute Wasser, die heiterste Aussicht in die fruchtreiche Vallagarina (Thal der Etsch) locken im Sommer viele Flüchtlinge aus den Städten der Niederung herauf, die hier in bequemen Häusern mit allen Genüssen des gebildeten Stadtlebens die schönern Reize ländlicher Lust und Behaglichkeit verbinden.“ Aber von der Folgaria kann man so wenig ins Thal der Etsch hinuntersehen, als von Innsbruck nach Bozen, und die Flüchtlinge, so stoisch sie gewesen sein mögen, sie kamen wohl schwerlich zum zweitenmal, wenn sie in diesen bedenklichen Häuschen einmal eine Sommerfrische durchgemacht. Auch die Genüsse des gebildeten Stadtlebens sind in der Hauptstadt der Folgaria sehr schwer zu erfragen. Doch gingen wir an einem kleinen Haus vorüber, welches sich für ein Café ausgab. Caffè e liquori stand wenigstens über der Thüre, und zum zerbrochenen Fenster guckte die „Gazzetta di Trento“ heraus. Ob auch noch andere Genüsse da zu finden waren, blieb uns allerdings verborgen, denn die Anstalt sah nicht so verlockend aus, daß wir hätten eintreten mögen.

Nach jener schönen Beschreibung hätte ich mir von diesem Paese allerdings mehr erwartet. Es gibt doch, dachte ich mir damals, in seiner Art nichts so liebliches und so anmuthiges, als ein deutsches Alpenthal! Noch immer, wie zu Tacitus' Zeiten, baut sich der Germane in den Bergen sein Haus, wo ihm der Quell, das Feld, der Hain gefällt. Dann läßt er's weiß betünchen, auf daß es gastlich leuchte, wie eine Lilie auf dem Wiesenplan, und

weithin glänze über Berg und Thal. Dann setzt er grüne Fensterläden ein und läßt etliche schöne Heilige aufmalen, damit sein Kunst- und Farbensinn der Mitwelt nicht verborgen bleibe. Hierauf legt er, wie einen zierlichen Gürtel, einen Laubengang um das Haus, den er gleichfalls geschmackvoll anstreicht, legt auch über das Dach die sanft anstrebenden Sparren, deren Enden oben kreuzweise in die Lüfte ragen, wie zwei betende Hände, die das Häuslein segnen sollen. Das hölzerne Giebelfeld ziert er mit allerlei Schnitzwerk und farbigem Zierrath. Dann pflanzt er Obstbäume in den Anger und errichtet einen Brunnen vor dem Hause, der ewig plätschert, und zieht einen Garten vor der Thür mit Rosen und Gelbveigelein und allen Lieblingsblumen deutscher Nation. Und dann ist er glücklich auf seinem Hof mit Weib und Kindern und kümmert sich wenig drum, ob auch ein Nachbar komme, der ihm die Aussicht verbauen könnte, freut sich vielmehr seiner würdigen Einsamkeit, die er nur am geselligen Sonntag durch einige schöne Stunden im Dorfwirthshaus unterbricht.

Den Romanen dagegen drängt es immer nach städtischem Wesen. Wenn er auf leerem Grund das erste Haus hinstellt, so beseligt ihn schon die Ahnung, daß da vielleicht einmal ein zweites Rom erstehen könnte. Den nächstkommenden Ansiedler beseligt dieselbe Ahnung, und er fügt sein Haus dem ersten an. Der dritte und der vierte bauen gegenüber, und so bildet sich schon die erste Gasse. Ein solches Embryostädtlein nennt man hierzuland eine Contrada. Das wäre nun alles ganz erlaubt und zulässig, aber die Häuser sind sehr garstig, ohne Tünche und ohne Farben, ohne Laubengänge und ohne Giebelfelder, ohne jeden alpenhaften Schmuck, fahl und verlottert von oben bis unten. Die zerbrochenen Fensterscheiben sind nicht selten durch alte Briefe oder anderes schmutziges Papier ersetzt. Wenn der

Blick zuweilen durch das Häuslein streicht, so begegnet ihm lediglich unsauberes Gerümpel. Nach Gärten, Blumen und schattigen Bäumen schaut sich der Fremdling vergebens um. Die Gasse ist schmutzig, und alles miteinander sieht kümmerlich und verkommen aus, wenn auch die Leute ziemlich wohlhabend sind. Vielleicht hat auch Alba longa zu seiner Zeit nicht anders ausgesehen.

Uebrigens läßt der Zustand der Landleute im allgemeinen dieses Wälschtirol keineswegs als ein Paradies des Bauernstandes erscheinen. Im Gebirge ist der Landmann zwar freier Herr seines Bodens, allein dieser ist sehr wenig werth. In der Ebene leben die Bauern meist als coloni, d. h. sie bearbeiten die Felder der Herren um die Hälfte des Getreideertrags, um das Drittel von Wein und Früchten. Die andauernden Mißernten in Seide und Wein liegen auch schwer auf der Landbevölkerung. Die Leute werden weder wohlgenährt noch unabhängig, weder fett noch grob — zwei Eigenschaften, welche in gewisser Beschränkung dem deutschtirolischen Landmann ein höchst schätzenswerthes Aplomb verleihen, während der wälschtirolische weder einem Bauern, noch einem Städter, sondern einfach einem abgeracherten Proletarier gleichsieht.

In der Villa di Folgaria gedachten wir die zweite Rast zu halten und sprachen in der Locanda zu. Durch eine kohlschwarze Küche gelangten wir in das Gastzimmer, welches etwas schmutzig und sehr einfach gehalten war. Nur ein vergilbter Spiegel und zwei oder drei verstaubte Tafeln suchten dem Gemache einigen Glanz zu verleihen. Die Frau Wirthin, sonst eine manierliche Frau, schlug uns als Mittagessen castrone con faggiuoli (G'straun oder Schöps mit Bohnen) vor. Das Gericht erschien auch bald und war zwar nicht appetitlich, aber nahrhaft. Ich dachte bei diesen „Genüssen des gebildeten Stadtlebens" an die

schönen ländlichen Forellen, die ich wenige Tage zuvor mit andern guten Freunden im Bauernwirthshause zu Alpbach genossen hatte, auf blüthenweißem Tischtuch, mit saubern Bestecken und vor blitzenden Weingläsern, was alles viel einnehmender und zierlicher aussah, als hier. Der Wirth schreibt sich übrigens Veneri, soll aber früher Fähndrich geheißen haben.

Während wir bei dem einfachen Mahle saßen, gesellte sich ein gebildeter junger Mann aus Innsbruck zu uns, der mit noch zwei andern Deutschen hier die Grenzwache hält. Um mit der vaterländischen Literatur in Verbindung zu bleiben, lassen sich die drei Grenzwächter die „Illustrirte Zeitung" und „Ueber Land und Meer" bis hieher ins wälschtirolische Hochland senden. Was die Sprache betreffe, so sei hier zwar die Oberfläche jetzt ganz italienisch, aber dennoch sei das Deutsche sehr vielen geläufig. Die Alten sprächen noch ihr altes Slambrott, welches vor fünfzig Jahren allgemein üblich gewesen, nicht wenige der Jungen aber neues Tirolerdeutsch, das sie draußen im Etschland erlernt. Doch mache man nicht viel Gebrauch davon, denn die „Gebildeten" hören es nicht gern. Sonst seien die mindern Leute sehr brav und friedlich, und wollten auch lieber bei Tirol verbleiben, als zum Königreich Italien übergehen.

Nach mancherlei Gesprächen, an denen auch Anton Berger theilgenommen, brachen wir wieder auf, um nach San Sebastian zu gehen. Der Schäfer wollte aber noch einige Geschäfte in dem Flecken abmachen und trennte sich von uns, nachdem wir ihm für seine ebenso anregende als belehrende Unterhaltung unsern herzlichen Dank gesagt hatten.

Es ging nun wieder bergauf, da San Sebastian jenseits des Joches liegt. Die Gegend wird waldig und gemahnt an nordtirolische Berglandschaften. Links in einer

Thalsenkung sahen wir gleichwohl eine von den „stolzen Villen," die erste und letzte, zwei einfache, durch eine Hofmauer verbundene Gebäude, welche jedoch weiß getüncht und mit grünen Fensterläden versehen waren — eine angenehme Abwechslung nach den vielen erdfarbenen Häuschen, an denen wir heute schon vorübergegangen.

Endlich waren wir auf der Höhe. Dort eröffnet sich eine große und weite Aussicht über das ernste, nordisch kühle Thal des Astico und seine Berge, auch über deren Nachbarn, die gewaltigen der Valsugana. Nahe unter uns lag San Sebastian, tief drunten im Thale Lavarone, weit drüben auf der Höhe Luserna, unser Ziel. An den Halden, allenthalben verstreut, leuchteten zahlreiche weiße Kirchlein. Unten in der Schlucht, zur rechten Hand, rauscht der Astico dahin, der nunmehr drei Stunden lang die Gränze zwischen Tirol und dem Königreich Italien bildet.

San Sebastian hatten wir bald erreicht. Es ist ein schlichtes Dörfchen, liegt an steiler Bergseite und hat eine Kirche mit einem alten grauen Thurm. Nicht weit von dieser zeigte sich auch ein niedliches weißes Häuschen mit grünen Läden und vor dem Hause ein Gemüsegärtchen, welches auf einer hohen Steinlage ruht. Das Ganze lächelte uns sehr germanisch an und wir beschlossen um so lieber die dritte Rast zu halten, als das Häuschen eigentlich ein Wirthshaus war.

In San Sebastian ist zwar Kirche und Schule seit so und so viel Jahren italienisch, aber die Leute selbst sind, wie uns bereits Anton Berger, der Schäfer, dargethan, der deutschen Sprache treu geblieben bis zum heutigen Tag. Diese Erscheinung kann ein vaterländisch Gemüth leicht anziehen und gewinnen. Während die andern Deutschen, um die Welt zu sehen und reich zu werden, bis nach Minnesota, nach Californien, nach Singapore und Adelaide

gegangen, sind einige wenige auch in dieses Bergnestchen heraufgestiegen, wo man zwar nicht reich werden kann, aber lombardisch-deutsch sprechen hört. Es sind dieser Biedern so wenige, daß es nicht viel Raum einnehmen wird, wenn wir sie alle nennen.

Schmeller und Bergmann sind in dieses Dörflein nicht gekommen. Der erste deutsche Reisende, der hier heraufstieg, um die Nationalität zu studieren, und darüber Nachrichten mitbrachte, war Herr Heinrich Gotthard, damals Professor in Freising, jetzt Domcapitular in München. Seine Fahrt fällt ins Jahr 1845. Lange nach ihm, im Jahr 1862, erschien Herr Präsident v. Attlmayr auf diesen Höhen, und seinem Besuch verdanken wir die werthvolle Abhandlung „Ueber die deutschen Colonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona," welche in der Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg erschienen ist. Im Jahr 1866 begab sich Herr Professor Zingerle nach San Sebastian und berichtete darüber in der Neuen freien Presse zu Wien. Die letzten waren wir, mein Begleiter und ich, wobei nur zu bemerken, daß ersterer auch schon im Jahr zuvor einmal den Gang unternommen hatte.

Der Empfang im Wirthshäuslein war sehr freundlich. Wir wurden in eine reinliche Stube geführt, die eine weite Aussicht ins Thal hinab gewährte. Auch der Wein ward artig credenzt und wir nippten um so lieber, als wir am Vorabend sehr interessanter Erlebnisse zu sein glaubten.

Die Wirthin, Frau Veronika Röck, nämlich und ihre jüngere Schwester Luise, Luigia, Gigia oder auch Gigiotta, eine zierliche, schlanke Jungfrau mit hellbraunen Haaren, blitzenden Augen, rothen Wangen, langem Gesicht und langer, aber schöner Nase — sie galten bisher unter den wenigen Wissenden so zu sagen als die Karyatiden des Deutschthums im Thale des Astico. Professor Zingerle

wenigstens fand, wie schon früher erwähnt, die Wirthin vor drei Jahren noch sehr germanisch gesinnt; damals fühlte sie sich glücklich, von dem Fremden in ihrem Slambrott verstanden zu werden. Mit Freude erzählte sie, daß die Luserner drüben nun eine deutsche Schule hätten und die deutsche Herrensprache lernen könnten; mit Wehmuth beklagte sie, daß die Kinder zu San Sebastian bald nur noch italienisch sprechen würden, denn der „Pfaffe" (im mittelalterlichen Sinn, ohne üble Nebenbedeutung gebraucht) verbiete ihnen deutsch zu reden. In diesem Herbst dagegen und vor unserm Angesicht äußerte sich die gute Frau nicht mehr so warm über ihre angestammte Muttersprache, und dieß hätte uns bald verdrossen. Vielleicht hatten sie die „Gebildeten" der Gegend, wenn sie Zingerle's Artikel gelesen, ein bißchen gemaßregelt, vielleicht hatte sie die schöne Luise, die zu Roveredo in der Schule gewesen und möglicherweise Italianissima geworden war, zur Abtrünnigkeit verführt; kurz, sie wollte ihr Slambrott nicht recht glänzen lassen, verschwand auch nach einiger Zeit und überließ es der Schwester, die Unterhaltung fortzuführen. Diese aber bot noch größern Widerstand und wollte nur italienisch sprechen. Sie würde, sagte sie, das Slambrott schon zu schätzen wissen, se fosse il vero tedesco (wenn es das echte Deutsch wäre). „Ei, sagte ich, das echte Deutsch haben wir zu Hause genug. Deßwegen wäre ich nicht vom Isarstrand bis nach San Sebastian gelaufen; das Interessante ist ja eben, daß ihr eine Sprache sprecht, die nicht ganz und gar die unsrige ist." Sie ließ sich aber nicht irre machen, erging sich sehr aufgeweckt und geistreich über origine della popolazione, nazionalità und dialetto, behauptete, diese Begriffe z. B. könne man im Slambrott gar nicht ausdrücken, und wenn man einmal gebildet sei, so reiche eine Bauernsprache zum Ideenaustausch überhaupt nicht

hin. Ich entgegnete, sie könne nur so sprechen, weil sie nie in eine deutsche Schule gegangen; hätte sie dieses Glück genossen, so würde sie auch für jene Worte die deutschen Ausdrücke wissen und nicht bloß eine gebildete San Sebastianerin sein, sondern es bei ihrem feinen Geist auch mit jeder gebildeten Berlinerin aufnehmen können. Diese Aussicht schien sie nicht ganz unempfindlich zu lassen, und nachdem der Ausgleich auf solche Weise hergestellt war, nahmen wir freundlichen Abschied von der schönen Lombardin und ihrer Frau Schwester, verließen das gastliche Häuschen und stiegen abwärts nach Lavarone zu.

Auf dem Wege machte mein Begleiter die wahrscheinlich richtige Bemerkung, Frau Veronika Röck habe heute nur einen schüchternen Tag gehabt. Im Herzen sei sie gewiß noch die alte. Es seien ihr nur der fremden Gesichter zu viele geworden. Wäre er oder ich allein gewesen, so hätte sie sich wohl mit angeborner Liebe über ihre Muttersprache vernehmen lassen. — Die nach uns kommenden mögen sie in der Treue festigen!

Das Dorf Lavarone, zu deutsch Lafraun, soll gegen tausend Seelen zählen, ist aber in viele kleine Contrade und Einzelhöfe, Masi, zersplittert, welche weit auseinander liegen. Sie führen alle noch deutsche Namen, als: Bertold, Wirth, Stengel, Seewies, Eckwies, Thalwies, Brunnwies, Schlagenauf, Kobelbach, Bärenbrunn u. s. w.

Ueber die Sprache, die hier gesprochen wird, sind die Angaben verschieden. Schmeller sagt, bei Menschengedenken sei noch deutsch die herrschende Sprache gewesen, jetzt (nämlich 1833) verstünden es nur noch ältere Leute, jüngere aber wüßten so viel wie nichts mehr davon. Nach Beda Webers blühender Anschauung bewegen sich die Leute von Lavarone „amphibisch zwischen der deutschen und wälschen Zunge.“ Nach Gotthard war das Dorf zu seiner Zeit schon ganz

italienisch. Wir dachten es auch nicht anders und waren daher nicht wenig überrascht, als wir bei der ersten Contrada angekommen, die Kinder, die auf der Wiese spielten, mit einander deutsch plaudern, kreischen, schreien hörten. Ich trat hinzu und richtete an ein Mädchen, das acht oder neun Frühlinge zählen mochte, die Frage: Wie heißt du? Sie antwortete: Philomena. Ich fragte weiter: Wer ist dein Vater? (so lautet hier nach der oben gegebenen Sprachlehre unser Vater.) A Mann ist es, sagte die Kleine. Die Kinder in hohen Alpenthälern sind nämlich immer heiter und scherzen gern mit unbekannten Wanderern. Vor vielen Jahren gab mir in Hinterdux ein Mädchen auf die Frage: Wem gehörst du? in gleicher Weise die Antwort: Halt ah Loit'n! (halt auch Leuten.)

Die Contrada zählt etwa ein halb Dutzend kümmerlicher Häuschen, welche, dicht zusammengefügt, ausnahmsweise in Einer Reihe neben einander stehen. Die Thüren waren alle offen und führten unmittelbar in die finstern Küchen, auf deren Herd das Abendfeuer brannte. Aber aus allen diesen Höhlen heraus hörten wir nur unsere liebe Muttersprache klingen.

Bei einbrechender Nacht erreichten wir den Hauptplatz von Lafraun. Dort stehen auf weithinschauender Anhöhe die Kirche, das Pfarrhaus und die Herberge. Letztere ist gut gehalten, nur sind auch ihre Räume sämmtlich kahl, was einen Wanderer, der aus dem kunstsinnigen Bayerlande kommt, immer etwas vermissen läßt, weil dort alle Wände mit Bildern, Stahlstichen und Photographien behängt sind. Auch war es seit Untergang der Sonne bitterlich kalt geworden, und wir saßen fröstelnd in der ungeheizten Stube, um dem Abendmahl entgegen zu sehen.

Das Abendessen bestand in minestra con pollastro (Suppe mit Huhn), kostete auch nebst Quartier, Wein und

Frühstück nur je einen Gulden. Kein Wunder, daß die sparsamen Italiener aus der Valsugana und dem Lägerthal zur Sommerfrische nicht ungern nach dem billigen Lavarone wandern. Während der letzten Villeggiatura sollen in den drei Kammern, welche die Locanda bieten kann, dreißig oder vierzig Seelen friedlich und einträchtig, froh und glücklich bei einander gewohnt haben. Wenn bei uns ein Vater mit seiner Familie auf's Land zieht, so glaubt er's unter drei Zimmern nicht thun zu können. Hier gehen drei Familien in eines. Italienische Genügsamkeit!

Die Wirthe von Lafraun hießen früher Jung, schreiben sich jetzt aber Gionghi. Ein junger, feiner Herr Gionghi, der sich in Italien gebildet, machte mit vielem Anstand die Honneurs. Auf unsere Slaperostudien wollte er aber nicht eingehen, sondern bezeichnete den ganzen Gegenstand als etwas Abgekommenes und Werthloses. Wir unterließen daher, ihn weiter damit zu behelligen, plauderten von andern Dingen und gingen früh zur Ruhe.

Mit dem Tage zogen wir wieder weiter, freundlich angeschienen von der kühlen Morgensonne, erstlich durch ein stilles Hochthal, welches nah und fern mit allerlei Gehöften besetzt ist. Die Lafrauner sind äußerst geschickt, trockene Mauern aufzuführen und geben sich dieser Arbeit mit Lust und Wonne hin. Sie wußten sich dadurch bei dem Bau der Eisenbahnen in deutschen und wälschen Landen hervorzuthun und sind in ihrem Fache die gesuchtesten Leute; ihrer engeren Heimath aber haben sie ein ganz eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Hier sind nämlich alle Wege und Stege, alle Bäche, Wiesen, Felder und Wälder mit cyklopischen, bald hohen, bald niedern Mauern eingefaßt. Und nicht bloß ihre Kirchen und Capellen, sondern auch ihre Wohnhäuser stehen auf gewaltigen Unterbauten, ja manchmal haben sie selbst für ein Kartoffelfeldchen oder

Gemüsegärtchen aus mächtigen Felsblöcken eine gigantische Grundlage aufgeführt.

Allmählich verlor sich aber auch diese Gegend aus unsern Augen. Wir stiegen immer höher, geriethen in waldige Halden, gingen eine gute Stunde unter Roth- und Weißtannen dahin, und kamen endlich wieder ins Freie, wo wir das ersehnte Luserna oder deutsch Lusarn, unserer Reise Ziel, nicht fern vor uns liegen sahen — ein graues, eng zusammengehocktes Dörfchen, aus dem ein niederer Kirchthurm ragt. Es steht hoch über dem Astico, am äußersten Rand eines steilen Abhangs, fast anzusehen wie der Schlußstein aller Landschaft, denn darüber hinaus war nur noch der blaue Himmel. Seine Meereshöhe ist 4212 Fuß.

Wir schritten also rüstig auf das Dörflein zu. Der erste Luserner, den wir trafen, war ein Knabe, der, im kurzen Grase sitzend, sein Morgenbrod verzehrte. Wir fragten ihn nach dem „Pfaffen," nämlich nach dem Herrn Pfarrer Franz Zuchristan, dem wackern Hirten der Gemeinde, den wir in wenigen Minuten zu sehen und zu begrüßen hofften, dessen dringende Einladungen uns namentlich auch zu dem Ausflug ermuntert hatten. Ja, der Pfaffe, antwortete der Knabe, der die Schule hat, der ist fort! — Ist fort, wiederholten wir betrübt. Das war eine schlimme Auskunft, denn Luserna ohne sein geistiges Haupt, ohne den belehrenden Kenner seiner Zustände, schien uns den größten Theil seines Reizes verloren zu haben. Aber wo ist er denn hin? fragten wir weiter. I woaß nit, erwiederte der Knabe. Wir hielten uns nicht mehr lange bei dem Jungen auf, sondern eilten voll der verdrießlichen Botschaft in das Dorf und in den Widum, wo uns die Dienerin zwar sehr artig aufnahm, aber auch nur wiederholen konnte, daß ihr Gebieter fort, nämlich nach Trient gegangen sei, um die „heiligen Exercitien," d. h.

die geistlichen Uebungen mitzumachen, welchen sich der tirolische Klerus bekanntlich alle Jahre auf etliche Tage zu unterziehen pflegt, um durch Langweile geläutert wieder an seinen Herd zurückzukehren.

Wir wollten nun trübselig ins Wirthshaus gehen — es finden sich nämlich drei Osterien in Luserna, doch sämmtlich von zweifelhaftem Werth — aber die Häuserin protestirte sehr heftig gegen diese Absicht, denn der Herr Pfarrer würde es ihr höchlich übelnehmen, wenn sie solche Gäste, die so weit daher gekommen, unbewirthet aus dem Hause ließe. Wir mußten diesem Drängen gleichwohl nachgeben und setzten uns daher in dem Zimmer des Pfarrherrn zum Ausruhen nieder. Es war reinlich, aber sehr einfach ausgestattet. Eine Bettstelle, ein Tisch, einige Stühle, ein Rahmen mit etlichen Büchern, meist theologischen Inhalts, bildeten das Hausgeräth. Luserna ist nicht der Ort, wo man sich glänzend einzurichten pflegt.

Mein Begleiter machte sich nun auf, um den Gemeindevorsteher Nicolussi herbeizuholen, und kam bald mit ihm zurück.

Dieser Gemeindevorsteher ist eine kräftige rundliche Gestalt von breiter Brust, von mehr als mittlerer Größe, lebhaft, beweglich und trotz seines italienischen Namens nach seinem ganzen Aussehen einem deutschen Bauern der besten Art vergleichbar. In seinem Haupt entsprang zuerst der Gedanke, daß die Luserner Kinder, da sie deutschen Stammes seien, auch eine deutsche Schule haben sollten. So wurde denn auf seinen Antrieb Herr Zuchristan, der in Kaltern zu Haus, als erster deutscher Seelenhirt und Lehrer nach Luserna versetzt, wo früher nur italienische Priester gewaltet hatten. Vor drei Jahren ging der Gemeindevorsteher mit seinem Pfarrer auch nach Innsbruck, um einige Unterstützung für die Schule zu erbitten. Er

wollte damals kaum glauben, daß man sein „Geprecht“ dort verstehen würde, und führte sich daher zuerst als Italiener ein, aber als er fand, daß da auch mit seinem Luserner Deutsch ganz leidlich durchzukommen sei, legte er das Wälsche fröhlich ab und gebrauchte nur noch die Sprache seiner Väter. Wir verstanden übrigens jedes Wort, das von seinen Lippen kam, und dachten eher einen Etschländer Bauern vor uns zu haben als einen Nachbarn der Cimbern.

Um die Blüthe seiner Schöpfung, seiner Schule, zur Anerkennung zu bringen, ließ der Gemeindevorsteher bald auch zwei Knaben holen, deren einer zwölf, der andere fünfzehn Jahre zählte — hübsche Knaben mit hellbraunen Haaren, ärmlich, doch reinlich gekleidet, beide viel jünger und kindlicher aussehend, als nach ihrem Alter zu erwarten war. Der eine hieß Joachim, der andere Matthäus, und beide waren aus dem Geschlechte der Nicolussi, welchem die Mehrzahl der Luserner angehört. Doch unterscheiden sich die einzelnen Familien wieder durch eigene Beinamen, und so nannte sich auch von den Knaben der eine Nicolussi-Moro, der andere Nicolussi-Castellan.

Wir bildeten nun eine vorübergehende Prüfungscommission und suchten zu erforschen, was die Knaben etwa gelernt haben möchten. Zuerst ließen wir sie in ihrem Schulbuch lesen, was sie sehr gut zu Stande brachten. Dann dictirten wir ihnen einige Zeilen, welche sie ohne Anstand niederschrieben, zwar mit einigen Schreibfehlern, doch nicht mit mehreren, als man billiger Weise erlauben konnte. Hierauf versuchten wir die Arithmetik und fanden die Knaben auch darin gewappnet. Endlich kam der Katechismus an die Reihe, dessen Sätze sie ebenso schlagfertig heruntersagten wie die fleißigen Kinder in unsern Dorfschulen, wenn der Herr Bezirksamtmann und der Herr Schulinspector zur Prüfung kommen.

Der Gemeindevorsteher saß aufmerksam daneben und verfolgte die Vorgänge mit großer Theilnahme. Er gedachte dabei in Dankbarkeit der Bücherspenden, welche einige patriotische Verleger in Deutschland der deutschen Diaspora im wälschen Gebirge gewidmet, und ersuchte mich, diesen braven Männern nach meiner Heimkehr zu sagen, daß ihre „Buechen" (Bücher) sehr willkommen gewesen und sehr nützlich geworden seien. Wir drückten zuletzt den Kindern unsere hohe Zufriedenheit über ihre Leistungen aus, ermahnten sie zu Fleiß und Sittsamkeit und entließen sie mit einem kleinen Geschenk, welches ihnen viele Freude zu machen schien. Der sprachliche Verkehr war ohne Hinderniß vor sich gegangen. Die Knaben hatten uns ebenso leicht verstanden, als wir sie. Wir aber hatten uns mit Vergnügen überzeugt, daß auch in Luserna eine deutsche Schule bestehen und gute Früchte tragen könne.

Die deutsche Schule zu Luserna besuchen jetzt gegen hundert Kinder, und die Prüfung im letzten Jahre fiel so gut aus, daß nicht nur die hohe Statthalterei zu Innsbruck, sondern auch das Ministerium zu Wien sich sehr zufrieden bezeigte.

Nunmehr erhob sich die Commission, um einen Gang durch's Dorf zu unternehmen. Wie wir früher angedeutet, sind diese Dörfer schon lange gestanden, ehe die Deutschen den italischen Boden betreten haben, und Luserna selbst wird wohl eine römische Lucerna, vielleicht ein Wachposten mit Leuchtthurm, gewesen sein. Die Longobarden brachten damals keinen eigenen Baustyl mit aus Pannonien, sondern setzten sich in die romanischen Häuser wie sie sie eben fanden. Es ist leicht möglich, daß diese noch gerade so aussehen, wie vor achtzehnhundert Jahren, als Augustus die ersten Kolonisten in das Land sendete. Das rhätische Bauernhaus, in welchem Leo von Klenze bekanntlich die

Uridee des etruskischen Tempels zu finden glaubte, die zierliche rhätische Art der Bauführung, welche nachher von den Germanen übernommen und weiter ausgebildet worden, sie scheinen südlich von Trient nie heimisch gewesen zu sein. Hier wenigstens am Astico und in der Folgaria ist gar nichts davon zu spüren. Die Häuser zu Luserna sind, wie die andern in der Nachbarschaft, aus Bruchsteinen gebaut, schmuck- und farblos, mit Brettern gedeckt. Sie sind meistens niedrig, um von den Winterstürmen geringere Gefahr zu leiden, und mit kleinen Fenstern versehen, damit die Stuben wärmer bleiben. Der erste Raum, der den eintretenden Gast aufnimmt, ist die gewölbte Küche, zugleich Gesellschafts-, Speise- und Krankenzimmer, rabenschwarz angeraucht, vom Herdfeuer düster beleuchtet. Schornsteine kennt man hier noch nicht, und der Rauch muß eben suchen wie und wo er seinen Ausgang finde. Neben der Küche ist ein anderes Gewölbe, welches den Viehstall bildet und etwa eine Kuh, eine Ziege, ein oder zwei Schafe beherbergt. Ueber diesem im ersten Stock findet sich eine Stube und eine Kammer, beide nieder, nicht gar sauber, durch die kleinen Fenster nur sehr spärlich erhellt. Unter dem Dach ist ein enger Speicher für Heu und Holz. Comfort und Behaglichkeit ist hier in diesen steinernen Höhlen so wenig zu suchen als in den hölzernen Hütten von Hinterdux. An die reinlichen, bequemen und schönen Bauernhäuser im Unterinnthal, bei Miesbach und Tegernsee dürfen wir gar nicht denken, wenn uns nicht das Herz schwer werden soll.

Die Männer von Luserna gehen wie ihre Nachbarn von Lafraun im Sommer als Maurer in die weite Welt, und kommen nur im Winter wieder nach Hause. Solche, die in größerer Ferne arbeiten, kehren nicht einmal alle Winter heim, und Herr Pfarrer Zuchristan, welcher jetzt

doch schon sieben Jahre dort oben sitzt, hat manche seiner Männer, die in Frankreich oder in Neapel beschäftigt, noch nie vor Augen gehabt, weil sie in dieser langen Zeit noch nicht in Luserna erschienen sind. Wir sahen daher auf unserm Umgang fast nur Weiber, Mädchen, Kinder und gebrechliche Greise. Das Frauenvolk, das so unter den Küchenthüren stand, um die beiden seltenen Fremdlinge zu betrachten, zeigte sich freundlich, aber schüchtern. Immerhin wurden mehrere, jedoch kurze Unterredungen angeknüpft, deren Tragweite indessen nicht so bedeutend war, daß wir sie hier mittheilen dürften. Das Dorf zählt übrigens, wenn alles beisammen ist, gegen 670 Seelen.

Die Arbeit der Männer in fernem Land ernährt die Familien in der Heimath. Jene Maurer leben ungemein spärlich und senden alle Erübrigungen getreulich nach Hause — der Mann seinem Weibe, die Kinder den Eltern. Der alte Briefträger von Levico behauptet: er habe noch nie einen Gang nach Luserna gemacht, ohne Geld hinauf zu bringen. Ebenso fleißig und sparsam sind die Weiber. Sie besorgen Haus und Stall und Feld, überhaupt alle Arbeit, welche anderswo die Männer verrichten. Sie suchen im Sommer das Wildheu auf lebensgefährlichen Steigen, um dem Kühlein, dem einzigen das sie haben, im Winter die Nahrung zu sichern. Im ganzen Dorf ist weder Wagen noch Zugvieh zu finden, und es sind daher wieder die Weiber, die, wenn der Schnee gefallen, Holz und Streu auf Schlitten nach Hause, den Dünger auf die Aecker führen. Fehlt der Schnee, so steigt die Mühsal, weil dann Holz und Streu und Dünger auf den Schultern getragen werden müssen. Im Winter beginnen die Frauen auch zu spinnen, theils für ihren Hausbedarf, theils für die Leute, die weiter unten in der Valsugana wohnen. Die Lusernerinnen bilden dann eigene Vereine, die sich der Reihe

nach in den Häusern versammeln, wo größere Stuben zu finden sind. Den einen Tag hat diese Matrone das nöthige Holz und Oel zu schaffen, den nächsten eine andere. Das Leben der Spinnstuben kennt man allenthalben in Deutschland. Es gestaltet sich auch in Luserna nicht anders als im Schwarzwald. Man plaudert, schäkert, lacht und spinnt den Abend dahin, so daß die Fröhlichkeit oft bis Mitternacht ausreicht. Auch bei der Zucht der Seidenwürmer und bei der Weinlese in der Valsugana pflegen sich die Frauen von Luserna zu betheiligen, um ein bischen Verdienst nach Hause zu bringen.

Die Mädchen des Dorfs sammeln Schwämme in den nahen Wäldern, um sie auf den Markt nach Trient zu tragen, wo sie eine sehr beliebte Waare sind. Die Jungfrauen gehen dann in kleinen Gesellschaften zu fünf oder sechs, bleiben zu Trient in einer Scheune über Nacht und steigen am andern Tag wieder nach Luserna herauf, oft mit drei oder vier Gulden Gewinn beschwert. Außer diesen Schwämmen, die sich die Luserner auch selber gönnen, ist die Nahrung sehr einfach und besteht eigentlich nur in Erdäpfeln, Gerste und Kraut. Polenta, etwas schlechter Käse und schlechtes Brod versteht sich von selbst. Doch bringen im Herbste die Mädchen, welche die Schwämme hinunter tragen, von Trient auch mancherlei Südfrüchte herauf, und die Lusernerinnen erlaben sich dann sogar an Pfirsichen, Trauben und Orangen. Alle heilige Zeiten wird ferner für mehrere Hauswesen ein Schweinchen geschlachtet — ein festlicher Leckerbissen, auf welchen sich männiglich schon viele Wochen lang freut.

Neben den Tugenden der Arbeitsamkeit, der Mäßigkeit und Sittlichkeit sind den Lusernern auch einige menschliche Schwächen zu Theil geworden. Sie gelten zwar als sehr ehrlich und rechtschaffen, aber doch haben sie eine eigene

Lust, selbst die unerheblichsten Streitigkeiten vor Gericht zu bringen, wie ja auch andere Gegenden in Deutschland gefunden werden, wo der Bauer sich ohne Proceß nicht recht wohl und geistig gesund fühlt. Doch pflegen sie diese Händel mit größter Gutmüthigkeit zu betreiben. Da der Sitz des Gerichts zu Levico, unten in der Valsugana, vier gute Stunden weit entfernt ist, so müssen die Streitstheile zur Tagsfahrt sich schon vor Sonnenaufgang auf den Weg machen, und dabei gilt dann die Sitte, daß jene Partei, welche früher aufgestanden, die andere weckt, daß man in Gesellschaft geht, das Mittagsmahl miteinander einnimmt, und außerhalb der Gerichtsstube der Streitigkeit mit keinem Wort erwähnt. Wenn man etwa über Nacht bleiben muß, so geht die Verträglichkeit so weit, daß Kläger und Beklagter zur Ersparung der Kosten auch in Einem Bette schlafen.

Raufhändel sind selten. Wenn sie vorkommen, so ist es zur Winterzeit an den hohen Kirchtagen, die gewöhnlich mit lärmenden Tänzen beendet werden. Ursache ist hier wie anderswo die Eifersucht brennender Herzen. Doch gehen diese Kämpfe meist unblutig aus, denn die Luserner sind noch nicht bis zum Gebrauch der Messer vorgeschritten, wie der bäuerliche „Kraftadel" in Niederbayern.

Auch in der Reinlichkeit haben es die Luserner noch nicht weit gebracht. Theils fehlen ihnen verlockende Beispiele in der Nähe, theils fehlte bisher selbst das Wasser. Sie hatten nur Ziehbrunnen, welche schon bei geringer Trockenheit gänzlich versiegten, so daß die Einwohner, d. h. auch wieder die Weiber und die Mädchen, einen guten Theil des Jahres jenes Element eine starke halbe Stunde weit vom Abhang herauf holen mußten. Kein Wunder, daß man unter solchen Umständen das edle Naß mehr zum Trinken als zum Waschen verwandte. Seit dem Sommer vorigen Jahrs läuft aber, Dank der Thätigkeit des braven

Gemeindevorstehers, auch in Luserna ein Brunnen mit fließendem Wasser, und man will jetzt auch in der Reinlichkeit schon einen gewissen Fortschritt bemerken.

Jener brave Mann führte uns damals auch über das Dorf hinaus, gegen Aufgang zu. Die Gegend ist sehr einfach und gibt wenig zu beschreiben. Zur linken Hand zieht sie bergan und geht bald zu Ende — eine grüne Halde, welche ein Kamm von weißen Felsen krönt — zur rechten fällt sie steil ab, gegen Pedemonte hinunter, welches in der Schlucht des Astico liegt. Die Gersten- und Kartoffelfelder sind auch hier terrassenartig unterbaut, wie jene zu Lafraun. Die Namen dieser Fluren sind alle deutsch und lauten Hochegg, Lärchkofel, Eichwald, Schönwies und dergleichen. Die Aussicht geht wohl in ansehnliche Ferne, ist aber weder reich noch groß. Gegen das venetianische Flachland hin liegt nämlich ein weites und breites, doch nur mittelhohes Gebirgsland, das hügelartig dahinwogt, ohne ragende Hörner, ohne grüne Matten und ohne dunkle Wälder. Es läßt auch keine menschlichen Wohnsitze ersehen, da diese nicht auf den Höhen, sondern in den Schluchten liegen. Dieses öde Hochland erweckt keine Sehnsucht; scheint wenig malerisch, aber rauh und kalt zu sein. Dort drüben, sagte der Gemeindevorsteher, indem er auf die Höhen deutete — dort drüben liegen die Sette Comuni und die Schleger (d. h. die Leute von Schlege, Asiago, dem Hauptort derselben). Die Cimbern schien aber unser Longobarde nicht zu lieben — er verurtheilte ihre politische Richtung, die sie im letzten Krieg den Italienern entgegengeführt, während der Gemeindevorsteher von Luserna glaubte, sie hätten eigentlich zu den Deutschen halten sollen.

Als wir in das Pfarrhaus zurückkamen, fanden wir den Tisch gedeckt und durften uns nur niedersetzen. Da es Freitag war, hatte die Zusammenstellung des Speise-

zettels der Köchin viele Mühe verursacht, aber darum fehlte es auch nicht an Abwechslung. Erstlich stellte sie eine Reissuppe auf, welche die Schwämme von Luserna, die Lieblinge der Trienter, begleiteten. Dann erschienen eingeschlagene Eier mit Polenta aus goldgelbem Türkenmehl, welche bekanntlich Nationalgericht der Italiener ist. Käse aus der Nachbarschaft, Früchte von Trient und leckere Apfelkücheln bildeten den Nachtisch, auf welchen ein starker und wohlschmeckender Kaffee folgte. Obgleich etwas carthäuserartig angelegt, hatte uns das Fastendiner doch sehr wohl gemundet und uns neu gestärkt, so daß wir der Häuserin unsere Lobsprüche nicht vorenthielten. Sie freute sich, als sie uns so zufrieden sah, und suchte mit allen Kräften dahin zu wirken, daß wir blieben bis ihr Gebieter heimkäme, allein das ging nicht, denn wir wollten des Abends in Levico sein. So zogen wir denn nach dem Mahle mit herzlichem Abschied wieder fort, und der Gemeindevorsteher begleitete uns.

Dieser wollte uns zwar über Vesena führen, eine weite Alm, welche nördlich von Luserna gegen die Valsugana hin liegt, wo im Sommer viele Hirten mit zahllosen Herden weiden und ein schmackhafter Käse bereitet wird, derselbe, von dem wir bei Tisch genossen. (Der Name kommt vom deutschen Wiesen und wird hierzuland oft genannt, da diese Gegend ungefähr dieselbe Bedeutung hat wie die Seißer Alm am Schlern.) Wir aber konnten den Vorschlag nicht annehmen, weil wir auf diesem Wege Levico kaum mehr erreicht hätten, und so gingen wir denn einen andern Fußpfad in der Richtung gegen Lavarone hin, durch denselben Tannenwald, den wir am Morgen durchschritten. Das Dorf selbst aber ließen wir zur linken Hand und kamen dafür nach Monte Rovere, zu Deutsch Eichberg (sprich Oachberg). Dieß ist ein Haus und Gasthof, sehr

einsam gelegen, wo wir einen Wirth fanden, der ebenfalls ein Deutscher war und uns freundlich aufnahm. Auch hier waren den Sommer über viele Gäste aus der Valsugana gewesen, die sich da häuslich niedergelassen und, wie der Wirth versicherte, ein sehr vergnügtes Leben geführt hatten.

Der Gemeindevorsteher ließ es sich nicht nehmen, hier zum Abschied eine Halbe zu setzen, welche wir unter heitern Gesprächen austranken. Ueberhaupt war schon von Luserna herab bis nach Eichberg allerlei geredet worden, doch habe ich das meiste vergessen, und das wenige, was mir im Gedächtniß geblieben, scheint eigentlich nicht mittheilbar. Der Gemeindevorsteher ist nämlich ein so eingefleischter Germane, daß seine Ansichten vielen meiner Leser gar zu deutsch vorkommen möchten. Vor dem großen Garibaldi z. B. hatte er gar keinen Respect, dem italienischen Reich prophezeite er eine sehr mißliche Zukunft, und für Luserna fürchtete er nur Unheil, wenn es von Tirol genommen und zu Italien geschlagen werden sollte. Mit warmer Liebe sprach er dagegen von seinem Kaiser, den er abwechselnd auch il nostro sovrano nannte. Nachdem wir die Abschiedshalbe geleert und auf ein fröhliches Wiedersehen getrunken hatten, gab uns der wackere Mann noch eine gute Strecke das Geleit. Als wir uns trennten, schickte er sich an eine kleine Rede zu halten, vielleicht die erste in seinem Leben, und sagte ungefähr: wie sehr es ihn gefreut, daß wir als Fremdlinge (und ich aus solcher Ferne) zu ihm hinaufgestiegen; die Luserner seien voll Dankes für die Theilnahme, die man in Deutschland ihrer Sprache und ihrer Schule schenke; sie seien Deutsche und wollten Deutsche bleiben; wir sollten nur auch andere brave Männer einladen, und es sollten sich deren nur immer mehrere zeigen dort oben auf der Höhe. Er habe seit langer Zeit keine so schönen Stunden erlebt als jetzt im Umgang mit uns, die wir ihm doch zuerst so fremd

gewesen, aber es ziehe ihn eine eigene Gewalt zu uns. Es ist das Blut, rief er dann mit steigender Stimme, indem er die Hand gen Himmel hob, es ist das Blut, es ist das Blut! Damit schüttelte er uns die Hände, drehte sich in Rührung um und ging wieder Luserna zu.

Als wir unsern Freund verlassen hatten, kamen wir bald an die Eichleite (sprich Oachleiten), einen wohlgebahnten, doch steilen und ermüdenden Steig, der an einer ungeheuren Bergwand in ewigem Zickzack zu Thale führt. Wir hatten mehr als zwei Stunden hinunter zu wandeln, und wurden so erst recht gewahr, wie hoch wir eigentlich oben gewesen. Bald gewannen wir auch eine herrliche Aussicht in die Valsugana hinunter, nach Caldonazzo mit seinem großen, nach Levico mit seinem kleinen See und nach Pergine mit seinen Burgen. Eine Menge Dörfer lag dort unten in der warmen Ebene, überall Maisfelder und Weingärten, die in der Abendsonne prangten. Freilich eine ganz andere Aussicht als dort oben auf der kalten Höhe bei Luserna, wo wir auf die rauhen Berge der Sette Comuni hinüberschauten!

Auf der Oachleiten hatten wir aber eine Begegnung, die nicht verschwiegen werden darf. Als wir nämlich um eine Ecke bogen, standen wir plötzlich vor einem Häuflein Luserner Mädchen, gerade solcher, die, wie wir oben gemeldet, mit Waldschwämmen nach Trient gehen und mit dem Verdienst nach Hause kommen. Sie waren etwa zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig Jahren alt, braunhaarig, rothwangig, mittlerer Größe, gut gewachsen, überhaupt ganz anmuthige Gestalten. Ueberdieß waren sie auch alle ihrem Stande nach sehr schmuck gekleidet, woraus wir schließen konnten, daß man sich auf dem Markte zu Trient nur im Feiertagsstaat sehen läßt. Wir begannen sofort mit den Mädchen zu sprechen und brachten ihre Herkunft,

sowie den Zweck ihrer Wanderung glücklich heraus. Viel weiter war aber nicht zu kommen, denn die Schönen scheuten sich eine vor der andern, und wenn etwa die muthigste zu sprechen anhob, so lachten alle übrigen dazu. So konnten wir vor lauter Gelächter eigentlich keine Forschungen anstellen und mußten bald wieder Abschied nehmen, gleichwohl zufrieden, die Mädchen von Luserna auch in ihrer Pracht gesehen zu haben.

Allmählich hatten wir müde und zerschlagen den Thalboden erreicht und wanderten durch fruchtbares, reizendes Gefilde nach Levico, einem der größten Flecken der Valsugana, den wir bei einbrechender Nacht erreichten. Im Thalboden der Valsugana ist jetzt alles italienisch, obgleich in früheren Zeiten auch diese Gegend überwiegend deutsch gewesen. Zu Levico fanden wir im Albergo leidliche Verpflegung und am andern Morgen fuhren wir im Stellwagen durch paradiesische Gegenden nach Trient.

Damit schließen wir unsern Bericht über den Gang nach Luserna. Die Meinungen über diese deutschen Sporaden, und über die Frage, ob man ihnen helfen oder sie verloren geben soll, gehen, wie wir schon angedeutet, in Tirol ziemlich weit auseinander. Mir scheint es aber unbestreitbar, daß man diesen guten Deutschen, die ohne Feindseligkeit gegen ihre wälschen Nachbarn — denn man steht sonst auf ganz freundlichem Fuß — ihre Sprache erhalten wollen und ein Verlangen nach deutschen Schulen fühlen, diesen ihren Herzenswunsch nicht versagen dürfe. Den Lusernern möchte ich es schon besonders gut auslegen, daß sie ein so tüchtiges Haupt wie den Gemeindevorsteher Nicolussi hervorgebracht. Sehr lobenswerth ist auch der Eifer, den in diesen Spracheilanden die Priester an den Tag legen. Herrn Pfarrer Zuchristan, den ich in Luserna leider missen mußte, traf ich später zu Innsbruck im Eisenbahnwagen,

als er eben auf eigene Kosten nach Wien ging, um bei dem Kaiser selbst für seine Schule um Hülfe zu bitten, was auch nicht vergeblich war. So kam im vorigen Sommer auch Herr Pfarrer Mitterer aus dem deutschen Proveis im wälschen Nonsberg durch München, um sich nach der Kaiserstadt zu begeben, wo er ebenfalls für seine Germanen ein gutes Wort einlegen wollte. (Es ist seiner Zeit berichtet worden, daß die Kaiserin Karolina Augusta 1000 Gulden für die Gemeinde Unsre liebe Frau in Nonsberg spendete, wovon 300 fl. zur Restauration der schönen gothischen Wallfahrtskirche, 700 fl. zur Gründung eines Schullehrerfonds verwendet werden sollten.) Auch bei den Mocheni, deren Hochthal bei Pergine in die Valsugana einmündet, sind neuerlichst deutsche Schulen gegründet worden. Somit fehlt es denn nicht an gutem Willen, wohl aber an ausreichenden Mitteln. Diese unsre Stammesbrüder bewohnen nämlich alle die rauhesten Hochthäler von Südtirol und führen ein armes und kümmerliches Leben. Auch die billigsten Bedürfnisse der Schule, Bücher, Karten, Tafeln sind schwer aufzubringen. Darum bleibt es immerhin wünschenswerth, daß gutherzige Deutsche, welche für ihre Sprachverwandten dort drinnen einige Theilnahme empfinden, zuweilen ihre milde Hand aufthun und einige Groschen spendiren. Große Gaben werden kaum erwartet. Jede Spende aber, ob groß oder klein, empfängt mit Dankbarkeit das Comité für Unterstützung der deutschen Schulen in Wälschtirol, welches sich schon voriges Jahr zu Innsbruck gegründet hat und aus rühmlichst bekannten deutschen Männern besteht. Dieses hat auch bereits drei Knaben aus Luserna und einen aus Palai (bei den Mocheni) nach Innsbruck gezogen, welche die Regierung theilweise mit Stipendien begabte, in der Aussicht, auf diesem Weg tüchtige Lehrer oder auch Priester für jene Spracheilande heranzuziehen.

Gern wird endlich erwähnt, daß die Sache dieser deutschen Schulen namentlich in unserer Hauptstadt München vielen Anklang gefunden, und daß schon manche willkommene Beiträge sowohl an Geld als an Unterrichtsmitteln an das Comité in Innsbruck abgegangen sind.

Herr Professor Zingerle hat mittlerweile sein „Luserniſches Wörterbuch" vollendet und zu Innsbruck 1869 herausgegeben. Es enthält auch einen Anhang, welcher Sprachproben, Märchen, Sagen und Gebräuche mittheilt — eine sehr interessante Lectüre für alle, welche jener fernen, schon halb verlorenen, nunmehr wiedergewonnenen Landsmannschaft einige Aufmerksamkeit schenken wollen.

Außer dieser Gruppe am Astico — San Sebastian, Lavarone, Luserna — finden sich, wie oben angedeutet, in Wälschtirol noch zwei andre Gegenden, welche die deutsche Sprache bis jetzt erhalten haben, nämlich das Thal der Fersina, das bei Pergine in die Valsugana mündet, und die Gemeinden im Nonsberg, Unser liebe Frau, St. Felix, Laurein oder Lafreng und Proveis. Die deutschen Bewohner des Fersinathales heißen die Mocheni und sind von allen Landsleuten eben so abgeschnitten wie die Luserner, die deutschen Nonsberger dagegen stehen über den Gampen mit der Gegend von Lana und Meran in Verbindung.

Da wir diese deutschen Brüder jetzt nicht besuchen können, so wollen wir wenigstens einige Nachrichten über sie mittheilen.

Ueber die Mocheni steht uns ein ziemlich neuer Bericht zu Gebot, welchen wir dem Herrn Schulinspector Anton Zingerle, einem Bruder des Professors, verdanken. Dieser besuchte nämlich im December 1869 die Gemeinden Gareit (Frassilongo) und Eichleit (Roveda), die letzten, die in neuerer Zeit eine deutsche Schule erhielten und darum weniger bekannt sind, als die übrigen.

Gareit (Gereut) liegt anderthalb Stunden von Pergine auf dem Mittelgebirg in einem dichten Obstbaumwalde. Die Häuser sind zerstreut, wie allenthalben in diesen Berggemeinden. Eines der ersten ist das des Gemeindevorstehers Hofer. Hier trat Herr Zingerle mit seinem Begleiter Thomaseth, dem freundlichen und gebildeten Curaten des Ortes, ein, um sich dem Oberhaupte der

deutschen Brüder vorzustellen. In einem warmen Stübchen, das zugleich die Kanzlei vertritt, trafen sie den Alten. Das Gespräch war bald in vollem Gange; bald stand auch eine Flasche mit echtem, altem Branntwein auf dem Tische, welche, ohne daß ein Glas gereicht wurde, die Runde machte. Ueberall begegnet uns hier in Nahrung, Einrichtung und Kleidung die größte Einfachheit, man darf wohl sagen Aermlichkeit. Ein Schluck Branntwein, den sie für außerordentliche Gelegenheiten aufbewahren oder eine Schale frischer Milch ist das Einzige, womit sie den lieben Gast bewirthen können. Gläser sind so wenig im Gebrauch, als bisher die Uhren, von denen erst vor kurzem die erste Sendung nach Gareit geliefert wurde. Nur die Wohnung des Gemeindevorstehers kann sich eines besondern geheizten Stübleins rühmen, während sonst die ganze Familie in der Küche ihren Wohnplatz aufschlägt. Selbst die Kranken muß man in der Nähe des Herdes suchen. Es gilt hier ganz dieselbe Art des Lebens und des Entbehrens, wie wir sie in Luserna gefunden haben und alsbald in Proveis wieder finden werden.

Manche, denen die deutschen Schulen ein Dorn im Auge sind, behaupten gerade von diesen Dörfern, sie seien schon italianisirt und der Deutsche könne ihre Sprache kaum verstehen. Wie angenehm war daher der Schulinspector überrascht, als er zum erstenmale die vertrauten und leicht verständlichen Klänge vernahm und dabei gewahrte, wie geringen Einfluß das fremde Element trotz der nächsten Nähe und trotz der Länge der Zeit auf diese deutsche Mundart geübt. „Gott sei Dank, daß diese biedern Männer so zähe an ihrem Erbgut hielten und daß uns, die wir uns wieder an sie erinnerten, noch nicht das Wort entgegen donnert: Es ist zu spät!“

Der Dialect ist nicht sehr verschieden von dem, welcher in Luserna gesprochen wird. Die Dorf-, Berg-, Hof- und Familiennamen sind noch größtentheils deutsch. Von Bergnamen werden aufgeführt: Altemann, Schwarzkofel, Hasenberg, Unterberg; von Familiennamen: Thaler, Weber, Etzel, Hofer.

Die Wohnung des Seelsorgers in Gareit ist ein kleines, einfaches Häuschen, das aber durch die überall herrschende deutsche

Reinlichkeit einen recht wohlthuenden Eindruck macht. Da der Priester persönlich den Unterricht leitet, so ist in seinem Hause auch die Schule untergebracht und zu diesem Zwecke ein Zimmer zu ebener Erde eingerichtet.

Der Herr Schulinspector war erst Abends angekommen, gegen acht Uhr, welches die Stunde ist, in der die Abendschule beginnt. Diese Abendschule gilt nur den Erwachsenen, welche dreimale in der Woche nach vollbrachtem Tagwerk sich hier versammeln, um sich in der lieben Muttersprache immer mehr zu vervollkommnen. Auf den Schulbänken sitzen vierzig lernbegierige Männer jedes Alters, vom zwanzigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahre. Hier ward nun dem Herrn Schulinspector ein Erlebniß, das wir ihn mit seinen eigenen Worten erzählen lassen wollen.

„Nachdem ich zuerst einen schon ziemlich bejahrten Mann aus der ersten Bank gerufen und dann einen andern in der zweiten Reihe, der noch in der vollen Kraft der Jahre stand, geprüft hatte, bemerkte mir der Herr Curat, daß ich hier zufällig Vater und Sohn ausgewählt hätte, und daß er morgen bei der Prüfung der Kinderschule Gelegenheit haben würde, mir auch den Enkel vorzustellen. Also Großvater, Vater und Enkel auf der nämlichen Schulbank, gewiß ein rühmliches Zeugniß für die Lernbegierde unserer deutschen Brüder! Wie würde sich Karl der Große über diesen ehrwürdigen Großvater auf der Schulbank gefreut haben!"

Ferner erzählt derselbe:

„Als um neun Uhr Abends die Prüfung beendigt war, wollten mir die lieben Leute noch eine Freude machen und sangen im Freien vor dem Pfarrhause einige ihrer Lieder. Als ich so mitten dastand unter diesen deutschen Brüdern in der schönen Schneelandschaft und ihre Töne so wundersam durch die Nacht gleiten hörte, während am Himmel, unzählig entfacht, melodischer Wandel der Sterne sich drehte, da glaubte ich einen seligen Traum zu träumen, und noch nie hatten mich die Klänge meiner Muttersprache so sehr erfreut wie hier."

„Am folgenden Tage Morgens wurde die Besichtigung der Kinderschule vorgenommen. Es waren fünfundfünfzig Kleine zugegen, angethan mit ihren besten, zwar ärmlichen, aber durchweg

reinlichen Kleidern, liebe treuherzige Geschöpfe, die mit großer Theilnahme dem Unterrichte folgten und wetteifernd ihre Kenntnisse zeigen wollten. Ganz besonders erfreulich war es mir auch, vom Lehrer zu hören, daß er wegen Nachlässigkeit im Schulbesuche gegen keinen seiner Schüler Klage zu führen habe; die Kinder kommen selbst im Hochwinter von den entlegensten Höfen und lassen sich nur im dringendsten Nothfalle vom Besuche der Schule abhalten."

Am andern Tage ging es nach Eichleit. Der Weg dahin ist rauh und steil; die Gegend wird ernst und großartig. In Eichleit fanden sich sechsundfünfzig Kinder versammelt, die sich der Mehrzahl nach durch frisches Aussehen und eine gewisse Geistesklarheit bemerklich machten. Das deutsche Bewußtsein der Bevölkerung und ihr Eifer für die deutsche Schule ist nicht weniger rege als in Gareit. Da das letzte Schuljahr nicht zur gewöhnlichen Zeit beginnen konnte, weil der frühere Lehrer plötzlich eine andere Bestimmung erhalten hatte, so erklärte die Gemeinde, die Kinder auch in den Sommermonaten in die Schule schicken zu wollen, um das Versäumte nachzuholen, gewiß ein seltener Zug, der den Eichleitern alle Ehre macht. Jetzt ist auch für die Seelsorge und Lehrerstelle daselbst Herr Peter Furlan, ein tüchtiger junger Mann, gewonnen.

Auch in den verlassenen Gemeinden am Nonsberg sind jetzt die deutschen Schulen in tröstlichem Aufschwung begriffen. In Unser lieben Frau waltet Herr Pfarrer Ambros Steinegger und in Laurein steht Herr Franz Mühlberger, der Curat, auf der Grenzwacht, einer der tüchtigsten Schulmänner in der Trienter Diöcese. Da aber ein einziger Priester für Schule und Seelsorge nicht ausreichen würde, so hat sich im letzten Winter aus Liebe zur vaterländischen Sache Herr Exdecan von Helff herbeigelassen, die nöthige Aushilfe zu leisten. Kein kleines Opfer, die lange rauhe Jahreszeit, die sonst der hochwürdige Herr in Bozen oder Meran verleben könnte, in dieser hochgelegenen Waldeinsamkeit zu verbringen! So oft diese kleinen Gemeinden bei der Curie in Trient um deutsche Priester nachsuchen, erhalten sie den Bescheid, solche seien nicht zur Verfügung, während doch in Bozen, Kaltern und dergleichen Orten ganze geistliche Garnisonen liegen.

Aus Proveis habe ich erst neuerlich von dem Curaten, Herrn Franz X. Mitterer, folgende Mittheilungen erhalten:

„Hier in Proveis waren die Schulen früher sehr vernachlässigt. Halb deutsch, halb wälsch, dauerten sie nur drei Monate und brachten sehr wenig Nutzen. Aeltere Leute können daher durchschnittlich nicht schreiben und nur Drucksachen kümmerlich lesen. Es ist dieß sehr begreiflich, wenn man erfährt, daß hier lange nur wälsche Priester hausten. Erst im Jahre 1824 wurde der erste deutsche Curat, Herr Schwabl aus Ulten, angestellt. Folglich wurden auch alle Urkunden, alle Schreiben der Behörden, selbst alle Privatbriefe früher nur italienisch abgefaßt."

„Mir selbst wurde noch vor zehn Jahren vom Bezirksvorsteher in Cles der Antrag gestellt, die Schule immer mehr zu verwälschen und zum Schlusse nur noch die wälsche Sprache beizubehalten. Hiefür wurden mir reichliche Beiträge in Aussicht gestellt. Ich ging jedoch auf dieses Ansinnen nicht ein, bestürmte vielmehr alle Behörden um einige Hilfe für die deutsche Schule, konnte aber nichts ausrichten, da der wälsche Bezirksvorsteher alles vereitelte. Erst seit Professor Zingerle und das Comité in Innsbruck die Sache in die Hand genommen, geht es besser und die deutschen Schulen im Nonsberge erhalten jetzt Regierungsbeiträge von je fünfzig Gulden. Das Comité aber beschenkt die Kinder mit Lehrbüchern, Schreibmaterialien u. s. w., ja es hat sogar schon den Grund zu einer Schulbibliothek gelegt. Pfarrer Steinegger hat überdieß eine Sammlung unternommen, welche gegen 1500 Gulden eintrug und der Kaiser hat für unsre Schulen 2000 Gulden gegeben."

„Uebrigens haben wir jetzt in unsern Dörfern auch schon brave deutsche Lehrer und Lehrerinnen, welche ihrem Dienste mit Eifer vorstehen. Erstere erhalten jährlich 120—160, letztere 80—100 Gulden. Eine Aufbesserung wäre sehr zu wünschen, doch kann die arme Gemeinde eine solche nicht leisten."

„In unserm Völklein hat sich ungeachtet des wälschen Druckes deutsche Sprache und deutsche Sitte, deutsche Gastfreiheit und Gutmüthigkeit getreu erhalten. In die Sprache haben sich manche wälsche Wörter eingeschlichen, allein Dank dem bessern Schulwesen scheinen sie sich bereits wieder zu verlieren."

„In Nahrung und Kleidung ist das Volk sehr genügsam, wie dieß auch seine Armuth mit sich bringt. Die Nahrung besteht aus Erdäpfeln, Sauerkraut, Milch und Milchsuppe. Brod gibt es nur im Sommer; im Winter ist es ein Luxusartikel. Knödel sind der Schmuck der höchsten Festtage, Polenta wird bei sehr schwerer Arbeit genossen. Frisches Fleisch wird nie gekauft, geräuchertes findet sich nur in wenigen Häusern, wo einiger Wohlstand blüht und da nur in homöopathischen Dosen. Bier ist unbekannt; Wein wird nur auf Reisen und bei Hochzeiten getrunken."

„Die Kleidungsstoffe bereitet sich jedes Hauswesen selber. Gekauft wird sehr wenig, etwa für die Weibsbilder eine Schürze oder ein Halstuch, für die Männer ein Leibel. Früher galt noch eine eigenthümliche Tracht; jetzt folgt man zunächst dem Beispiele der Nachbarschaft."

„Bei aller Gutmüthigkeit geht doch ein mißtrauischer Zug durch unsre Leute. Sie werden von den wälschen Nachbarn zu oft hinters Licht geführt, um nicht scheu und argwöhnisch zu werden."

„Die Bauernhäuser in den vier Gemeinden sind aus Stein aufgeführt. Wohnhaus und Stall sind von einander getrennt, während sie bei den Wälschen unter einem Dache stehen. Ferner liegen die deutschen Höfe weit umher in Wald und Flur zerstreut, während die Wälschen ihre Häuser immer dicht nebeneinander setzen."

„Viele junge Leute gehen ins Etschland, um sich als Dienstboten fortzubringen. Manche wandern auch als Arbeiter nach Deutschland oder in die Schweiz."

Friedrich mit der leeren Tasche soll auf seiner Irrfahrt, die den Rofner Hof so berühmt gemacht, auch nach Proveis gekommen sein. Nach der Sage erkrankte er dort auf dem Bergerhofe und die Nachbarn, die ihn besuchten, brachten ihm nach alter Sitte zur Genesung einen Brodwecken. Hiefür dankbar stiftete der Herzog später für die Proveiser ein ausgiebiges Gastmahl. Alte Leute daselbst erinnern sich noch an diese jährlich wiederkehrende Bescheerung.

Im vorigen Jahre ist Herr Professor Zingerle auch zu diesen deutschen Nonsbergern hinaufgestiegen und hat über Land und Leute sehr lesenswerthe Schilderungen in Amthors Alpenfreund, zweiter Band, veröffentlicht.

Universitäts-Bibliothek